Christen *heute* 2020/7+8

Christen *heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 64. JAHRGANG · JULI/AUGUST 2020

DOPPELNUMMER

Wir sind unfehlbar

4 Wenn du es verstehst, ist es nicht Gott
von Gerhard Ruisch

12 Warum Kardinal Müller unfehlbar ist
von Harald Klein

15 „Unfehlbar“? Ja schon, aber wer?
von Georg Spindler

17 Unfehlbarkeit heute, irrational und gnadenlos
von Raimund Heidrich

18 Ex cathedra ist „out“
von Francine Schwertfeger

20 Zu viele Päpstinnen und Päpste
von Walter Jungbauer

21 „Ich weiß, dass ich nicht weiß“
von Reinhard Kindla

23 (Un-)Fehlbarkeit und Klerikalismus
von Raimund Heidrich

24 Errare humanum est
von Thomas Sprung

25 Wir sind fehlbar in unserem Selbst-Bezug
von Lars-Ulla Krajewski

50 Verschwörungstheologie?
von Christian Flügel

Bischof für mehr Frauen in Leitungspositionen

DER OSNABRÜCKER BISCHOF **Franz-Josef Bode** hat dafür plädiert, die Diskussion um die Weihe von Priesterinnen fortzusetzen und den Frauenanteil in der Führung der Römisch-Katholischen Kirche deutlich zu steigern: „Zunächst einmal muss die Stärkung der Frauen in Leitungsfunktionen weitergehen. Da müssen Positionen und Möglichkeiten noch mehr benannt werden", sagte Bode. Als Ziel nannte er einen Anteil leitender Frauen von „wenigstens" 30 Prozent, der bis zum Jahr 2023 erreicht werden solle.

Zentralrat der Juden begrüßt neue Gesetze gegen Hass und Hetze

DER ZENTRALRAT DER JUDEN IN Deutschland begrüßt die Mitte Juni vom Bundestag beschlossene Verabschiedung des Gesetzespakets zur Bekämpfung von Rechtsextremismus, Antisemitismus und Hasskriminalität. Das Motiv des Antisemitismus werde damit ausdrücklich als strafverschärfend gewertet. Der Bundestag hatte beschlossen, Beleidigungen im Netz stärker zu bestrafen, um den speziellen Bedingungen des Internets – große Reichweite und hohe Aggressivität – besser gerecht zu werden. Tätern drohen anstelle von höchstens einem künftig bis zu zwei Jahre Haft. Bei der Strafzumessung berücksichtigt werden neben rassistischen und fremdenfeindlichen Beweggründen auch antisemitische Motive.

Evangelische Kirche rechnet mit Kirchensteuer-Minus durch Corona

DIE EVANGELISCHE KIRCHE IN Deutschland stellt sich vor dem Hintergrund der Auswirkungen der Corona-Pandemie auf den Arbeitsmarkt auf ein Minus von 10 bis 30 Prozent der Kirchensteuer-Einnahmen ein. Auch die Kollekteneinnahmen seien deutlich eingebrochen. Einige Landeskirchen und Bistümer, wie u. a. die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, die Pfälzische Landeskirche sowie die Bistümer Mainz und Speyer haben daraufhin bereits eine Haushaltssperre beschlossen.

Rund 80 Millionen Menschen auf der Flucht

WELTWEIT SEIEN ENDE DES VERgangenen Jahres 79,5 Millionen Kinder, Frauen und Männer auf der Flucht vor Gewalt und Konflikten gewesen, heißt es im aktuellen Jahresbericht des Hilfswerks der Vereinten Nationen UNHCR. Damit sei ein neuer Höchststand erreicht. Menschenrechtler und Helfer forderten eindringlich mehr Einsatz, um Konflikte zu beenden, und deutlich bessere Unterstützung für Geflohene, gerade in Zeiten der Corona-Pandemie. Dass die Zahl der Geflohenen im vergangenen Jahr so deutlich stieg, führte der UN-Hochkommissar für Flüchtlinge, **Filippo Grandi**, vor allem auf neue Vertreibungen im Kongo, in der Sahelregion, im Jemen und in Syrien zurück. Bundesentwicklungsminister Gerd Müller (CSU) wies in diesem Zusammenhang darauf hin, dass 80 Prozent der Geflohenen in Regionen lebten, wo die Ernährungslage sehr kritisch sei, wie im Jemen oder in der Sahelregion.

Innovative Kirche im Rheinland

DIE EVANGELISCHE KIRCHE IM Rheinland fördert mit einem Gesamtvolumen von rund 13 Millionen Euro zehn innovative und unkonventionelle Formen kirchlichen Lebens in sogenannten Erprobungsräumen. Dazu zählen Virtuelle Kirche, Kindergemeinden und ökumenische Segensfeiern. Mit Mut und Kreativität solle erprobt werden, wie Kirche neu Gestalt gewinnen könne, erklärte die zweitgrößte deutsche Landeskirche. „Ich wünsche den Initiativen, dass sie unsere Kirche verändern, Prozesse anstoßen, in denen Bewährtes um Neues ergänzt wird", sagte der Präses der Rheinischen Landeskirche, **Manfred Rekowski**. Ziel sei es, Menschen zu erreichen, die sich in bisherigen kirchlichen Angeboten nicht beheimatet fühlten.

Frohe Botschaft in Zukunft öfters digital

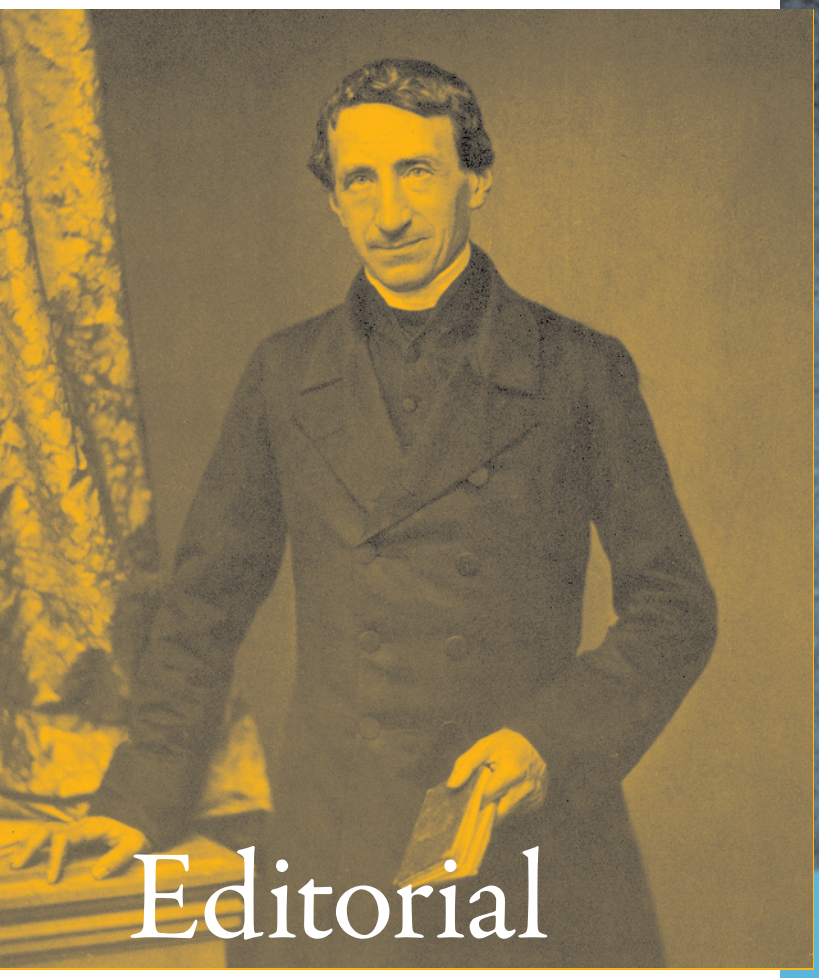
DIE CORONA-PANDEMIE HABE ALLtag und Verkündigungspraxis der Kirchen nachhaltig verändert, sagte der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, **Heinrich Bedford-Strohm**, bei der Vorstellung einer repräsentativen Studie zu digitalen Verkündigungsformaten in vier evangelischen Landeskirchen. Er begrüßte diesen durch die Pandemie ausgelösten Digitalisierungsschub, da die Kirche dadurch in Zukunft bunter und vielfältiger werde. Die digitalen Formate würden die persönlichen Begegnungen in den Kirchen freilich nicht ersetzen, betonte Bedford-Strohm. Deshalb sei es spannend, wie man die digitalen Formate und die Präsenzgottesdienste, „die natürlich weiter eine zentrale Bedeutung haben werden", miteinander verbindet. Es sei davon auszugehen, dass künftig vermehrt mit „hybriden Formaten", bei denen sowohl eine direkte Teilnahme in einer Kirche als auch die digitale Teilnahme möglich ist, zu rechnen sei.

ZDF vertwittert sich zu Fronleichnam

DAS ZDF HAT AN FRONLEICHNAM fälschlicherweise den Eindruck erweckt, als stünde an diesem Tag das Gedenken an die Verstorbenen im Mittelpunkt. Den Tweet unter @ZDFheute korrigierte die Redaktion umgehend und bat um Entschuldigung. Die irreführende Kurznachricht lautete: „Am Feiertag #Fronleichnam gedenken viele ihrer Toten. Aber der Totenkult in Deutschland verändert sich: #Friedhöfe sterben langsam, das klassische Begräbnis ist nicht mehr immer gewollt. Mehr dazu im ZDFheute Update." In dem verlinkten Beitrag erläutert **Wulf Schmiese**, Redaktionsleiter des *heute-journals*, völlig korrekt, dass „anders als der Name des Feiertags vermuten lässt", nicht des toten, sondern des lebendigen Jesus gedacht werde.

fortgesetzt auf Seite 59 →

Titelbild: Päpstliche Tiara von Pius IX., ein Geschenk von Isabella II. von Spanien und hergestellt in Mainz von C. Goettig and W. Deibel. Aus der Ausstellung „Treasures from Heaven" des Heiligen Stuhls



Editorial

VON GERHARD RUISCH

Am 18. Juli vor genau 150 Jahren hat das 1. Vatikanische Konzil in Rom zwei theologische Auffassungen zu verbindlichen Glaubenssätzen (Dogmen) für die gesamte Katholische Kirche erhoben: dass der Papst unfehlbar sei, wenn er eine feierliche Entscheidung *(ex cathedra)* in Glaubens- und Sittenfragen trifft, und dass ihm der Jurisdiktionsprimat zustehe, dessen Bedeutung das derzeit gültige römisch-katholische Kirchenrechtsbuch so wiedergibt: „Der Bischof der Kirche von Rom … verfügt kraft seines Amtes in der Kirche über höchste, volle, unmittelbare und universale ordentliche Gewalt, die er immer frei ausüben kann."

Weil die Alt-Katholische Kirche letztlich aus dem Protest gegen diese beiden Glaubenslehren hervorgegangen ist, beleuchtet diese Doppelausgabe zum Jahrestag ausführlich das Thema (Un-)Fehlbarkeit. Die Beiträge setzen sich sowohl historisch wie theologisch mit dem Konzil und seinen Folgen auseinander, richten den Fokus aber auch auf die Alt-Katholische Kirche damals wie heute und auf die ganz persönliche menschliche Fehlbarkeit. So wurde ein sehr weiter Bogen von, wie ich hoffe, interessanten Schlaglichtern auf das Thema gespannt. Außerdem werden zwei neue Bücher zum Heftthema vorgestellt, und es gibt es wie immer Artikel zu weiteren Themen, wenige (wegen der Corona-Krise) Gemeindeberichte und Leserbriefe.

Es grüßt Sie herzlich,
Ihr Gerhard Ruisch

Foto links: Ignaz von Döllinger. Foto rechts: Papst Pius IX. Von Wikimedia Commons.

Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

Wenn du es verstehst, ist es nicht Gott

—Augustinus

VON GERHARD RUISCH

Im Artikel „Unfehlbarkeit“ auf *Wikipedia* ist der größte Abschnitt der römisch-katholischen Sicht auf die päpstliche Unfehlbarkeit gewidmet. Doch darunter heißt es dann:

> *Die altkatholische Kirche entstand aus einer innerkatholischen Widerstandsbewegung, die das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht akzeptierte. Sie kennt daher keine unfehlbare Instanz in der Kirche, steht aber dem [...] Glauben der orthodoxen Kirche über die Unfehlbarkeit der Kirche nahe.*

Das finde ich interessant, denn das wusste ich noch gar nicht. Aber was für eine Überzeugung „der Alt-Katholischen Kirche“ kann das sein, wenn ich nach Jahrzehnten als Pfarrer in ihr noch nichts davon gehört habe? Wer ist dann „die Alt-Katholische Kirche“, die das glaubt, wenn selbst ihre Theologen nichts davon wissen?

Georg Spindler stützt diese Auffassung in seinem Artikel „Unfehlbar – aber wer?“ in diesem Heft. Er stellt die orthodoxe Überzeugung vor, dass die Kirche als ganze nicht aus der Wahrheit fallen kann, und wünscht sich, dass diese Anschauung auch von den westlichen Kirchen geteilt wird. Diesem Wunsch kann ich gerne zustimmen, denn die Kirche als ganze wird doch hoffentlich nicht den christlichen Glauben verlieren!

Leider fangen aber damit die Probleme erst an.

Was ist Wahrheit?

Die biblische Wurzel der Auffassung, die Kirche als ganze könne nicht aus der Wahrheit fallen, ist wohl das Johannesevangelium. Der Geist der Wahrheit ist es, den Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern hinterlässt, heißt es im 14. Kapitel; die Welt kann ihn nicht empfangen, weil sie ihn nicht sehen kann und nicht kennt. Aber wir, die Jüngerinnen und Jünger, wir sehen ihn und kennen ihn. Denn er bleibt bei uns und ist in uns. Eigentlich kann dann doch nichts mehr schiefgehen, oder? Wenn wir den Geist in uns tragen, der uns in die volle Wahrheit führen wird (16,13)?

Pilatus, der Jesus zum Tod verurteilte, war ja wirklich ein Gewaltherrscher übelster Sorte. Aber einen richtigen Satz hat er gesagt, eine richtige Frage gestellt, wie das Johannes-Evangelium erzählt. Er hat gefragt: „Was ist Wahrheit?“

All die vielen Jüngerinnen und Jünger tragen nach den Worten Jesu den Geist der Wahrheit in sich. Es ist derselbe Geist. Aber es ist nicht dieselbe Wahrheit. Alle Jünger scheinen ihre eigene Wahrheit zu finden. Den Kirchenführern scheinen die Worte Jesu besonders viel Selbstbewusstsein gegeben zu haben. Klar, so scheinen sie zu denken, wenn schon die normalen Gläubigen den Geist der Wahrheit in sich tragen, wie viel mehr sie, die eine besondere Verantwortung für die Glaubenslehre tragen und auf die in der Weihe Gottes Geist herabgerufen wurde? Und noch mehr, wenn sie sich auf Konferenzen und Konzilien zusammentun?

Da *muss* doch eigentlich der Geist dafür sorgen, dass sie mit ihren Entscheidungen nicht falsch liegen, sondern die Wahrheit finden, nicht? Dieses Denken gipfelte vor genau 150 Jahren in dem Konzilsbeschluss, dass der Heilige Geist dem Papst hilft, in Glaubens- und Sittenfragen die Wahrheit nicht zu verfehlen, wenn er feierliche Entscheidungen trifft, also eine Lehre *ex cathedra* verkündet.

Dieses Bild kann allerdings erschüttert werden, wenn man einmal schaut, was im Laufe von zwei Jahrtausenden so alles als Wahrheit von der Kirche verkündet wird. Das Konzil von Trient schließt 1547 alle aus, die sagen, nicht alle sieben Sakramente seien unmittelbar von Jesus eingesetzt. Es schließt auch alle aus, die sagen, nach der Wandlung seien zwar der Leib Christi und das Blut Christi gegenwärtig, aber zugleich sei es immer noch Brot und Wein – das sind nur zwei willkürliche Beispiele.

Aber das Ausschließen kam schon viel früher in Mode, auch das sehr folgenreiche Konzil von Nizäa 325, dem wir das „große" Glaubensbekenntnis verdanken, praktiziert es schon: Es schließt die aus, die sagen, dass es einmal eine Zeit gab, in der der Sohn Gottes noch nicht gelebt hat oder er sei wandelbar oder veränderlich. Und es gibt Beispiele genug, bei denen wir heute gar nicht mehr verstehen, was eigentlich so schlimm ist, wenn jemand diese oder jene Lehre glaubt oder nicht glaubt.

Der Verdacht liegt nahe, dass es nicht immer nur um die Bewahrung des reinen Glaubens ging, sondern auch um knallharte Machtpolitik. Oder um das Abblocken von Veränderungen. Doch dazu gilt, was einer der großen Theologen des 20. Jahrhunderts gesagt hat. Joseph Ratzinger schrieb 1972:

> *Selbstgemachter und so schuldhafter Skandal ist es, wenn unter dem Vorwand, die Unabänderlichkeit des Glaubens zu schützen, nur die eigene Gestrigkeit verteidigt wird.*

Um es kurz zu machen: Wenn man alles zusammennimmt, warum Menschen aus der Kirche ausgeschlossen werden, und jede und jeden Einzelnen bis hinauf zum Papst fragen würde, was er oder sie denn glaubt, dann bliebe in der Kirche kaum noch jemand drin. Und wir sollten nicht meinen, dass es diese Verwirrung in der kurzen speziell alt-katholischen Kirchengeschichte nicht gegeben hätte; so manches wurde da von Bischöfen und Synoden verkündet, worüber wir heute nur den Kopf schütteln können, immer im Bewusstsein besonderer Erleuchtung.

Was ist Wahrheit? Was ist da noch Wahrheit, angesichts dieses Durcheinanders? Und was ist da das Geschenk Jesu noch wert? Dass er uns den Geist schenkt? Was ist da die Wahrheit wert, in die der Geist uns führt? Ich finde da nur eine Antwort: Die Wahrheit, von der Jesus spricht, ist etwas Anderes als Katechismuswahrheiten und Dogmen. Denn letztlich, auch wenn Menschen dafür verbrannt wurden, was spielt es schon für eine Rolle, ob ein Mensch etwas genau so oder genau so versteht?

Mehr falsch als richtig

Und vor allem, wenn es um Wahrheiten über Gott geht: Alle Theologietreibenden müssten doch wissen, dass jedes Reden über Gott fehlerbehaftet ist, weil Gott ganz anders ist, als wir ihn uns vorstellen können. Ich glaube, über so manche unserer „Wahrheiten" wird man im Himmel nur lachen können. Wir denken nach über etwas, was mit unseren menschlichen Gedanken nicht zu fassen ist, und wären wir auch die gescheitesten Menschen der Welt, wir reden über etwas, das sich in menschlichen Worten nicht ausdrücken lässt, wir reden über Gott.

Wir denken, wir reden, wo wir eigentlich schweigen müssten – weil wir Menschen es nicht anders können. Wir erschließen uns die Welt durch Denken und Sprechen, etwas anderes steht uns nicht zu Verfügung. Und wir haben auch keine anderen Werkzeuge, wenn es um den geht, der größer ist als unser Denken. Wir müssen also diese unzulänglichen Werkzeuge einsetzen, weil wir keine anderen haben, und wir können das Denken und Reden auch nicht einfach sein lassen. Denn so sind wir geschaffen.

Es ist gut, sich bewusst zu machen, dass wir und nicht nur wir, sogar schon die Evangelisten, hilflos stammeln von etwas, was nicht in Worte zu fassen ist. Weil uns nichts anderes zur Verfügung steht als Worte und Bilder. Deshalb verbietet es sich, so zu tun, als könnten wir Gott in Formeln fassen, definieren, in Glaubensbekenntnissen festschreiben. Es verbietet sich, von Gott so geschliffen zu reden, wie ein Autohändler vom neuen BMW X5 redet, so zu tun, als ob wir etwas wüssten, zu reden, als ob wir Gott verstanden hätten. „Wenn du es verstehst, ist es nicht Gott", so wird gewöhnlich eine Aussage in der 52. Predigt von Augustinus zusammengefasst.

Es ist eine theologische Selbstverständlichkeit, wie sie z. B. schon im 2. Jahrhundert der Kirchenvater Justin der Märtyrer vertreten hat, wenn er sagte, Gott sei „unaussprechlich"; seine Existenz sei zwar erkennbar, nicht aber sein Wesen. Bezeichnungen wie „Vater", „Schöpfer" und „Herr" und sogar das Wort „Gott" seien nicht wirklich angemessen, sie seien nur aus einer begrenzten menschlichen Perspektive sinnvoll und könnten über den grenzenlosen Gott an sich nichts Gültiges aussagen.

Oder wie es schon das 4. Laterankonzil vor etwas über 800 Jahren formuliert hat: „Zwischen Schöpfer und Geschöpf gibt es keine Ähnlichkeit *(similitudo)*, ohne dass diese von einer noch größeren Unähnlichkeit *(dissimilitudo)* begleitet wäre". Damit ist das Anliegen der sogenannten Negativen Theologie sogar zu einem festen Bestandteil der offiziellen kirchlichen Lehre geworden. Aber erstaunlicherweise nicht zu einem, der das Sprechen von Gott wesentlich beeinflusst hätte.

Die Erkenntnisse der Negativen Theologie sind eigentlich klar: Alle Vorstellungen, die wir als Geschöpfe uns vom Schöpfer machen, sind mehr falsch als richtig. Aber wenn wir sie weiterdenken, bekommen wir Schwierigkeiten. Denn dann kommt unser ganzes dogmatisches Denkgebäude ins Schwanken.

Ganz deutlich wird das z. B. beim Glaubensbekenntnis, etwa dem apostolischen:

Ich glaube an Gott, den Vater: Gott ist nicht unser Vater, denn die Vorstellung ist mehr falsch als richtig.

...den Allmächtigen: Gott ist nicht allmächtig, denn die Vorstellung ist mehr falsch als richtig.

Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn: Jesus ist nicht Gottes Sohn, denn die Vorstellung ist mehr falsch als richtig. In der 2. Sure des Korans heißt es:

> *Es sagen einige, Gott habe einen Sohn gezeugt. Erhaben ist er darüber, fern ist ihm dies. Himmel und Erde sind sein eigen. Alle gehorchen ihm. Wenn er etwas beschließt, so spricht er nur: Es werde! – und es ist.*

Und hat er nicht recht, der Koran? Gott ist der Ganz Andere. Er hat doch keinen Sohn gezeugt!

So lässt sich das ganze Glaubensbekenntnis durchdeklinieren. Wir stecken in einem echten Dilemma: Schweigen, wie es die letzte Konsequenz der Negativen Theologie wäre, können wir nicht, denn wir sind Menschen, aber was wir sagen, ist mehr falsch als richtig. Wir müssen Dinge über Gott aussagen und wir müssen Bilder benutzen. Aber es wäre gut, wenn wir uns bewusst machten, dass es unzulängliche Aussagen und eben nur Bilder für die tiefere Wirklichkeit sind.

Lebenswahrheit

Eigentlich zeigt Johannes in seinem Evangelium ganz klar, dass es nicht um Wahrheiten geht, die wir uns in unserem Kopf spitzfindig zusammenspinnen. Wir werden erkennen, sagt Jesus da, *„Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir, und ich bin in euch“* (Joh 14,20). Das ist keine Wahrheit für den Kopf. Das ist eine *Erfahrung*, die die Jüngerinnen und Jünger Jesu machen können, wenn sie offen dafür sind: Sie sind eins mit Gott selbst, sie sind eins mit Jesus Christus. Wir sind in Gott und Gott ist in uns, das ist die Wahrheit, die wir durch Gottes Geist erkennen können.

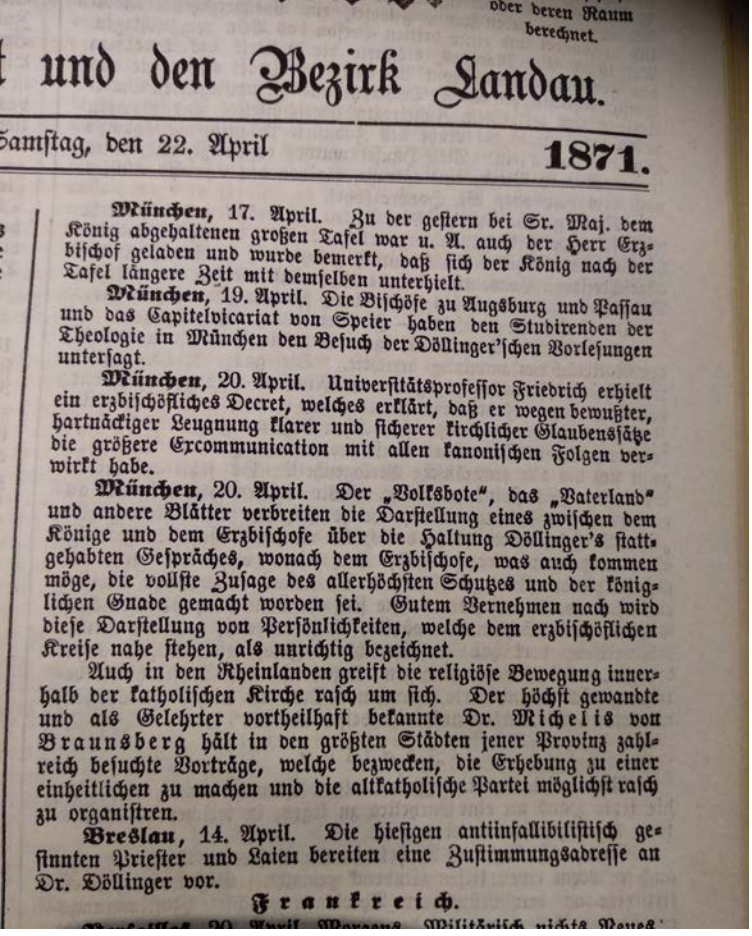
Und das ist eine Wahrheit, über die sich nicht streiten lässt, denn sie lässt sich gar nicht mit unserem schwachen Verstand fassen. Es geht bei dieser Gemeinschaft mit Gott um nichts weniger als um Liebe. Dass wir spüren, wie sehr Gott uns liebt. Dass wir Kraft haben, Jesus Christus zu lieben. Und dass daraus Taten folgen, ganz praktisch: dass wir Jesu Gebote halten, nach seinem Wort leben können.

Die Wahrheit, von der das Johannesevangelium hier schreibt, ist die Wahrheit des Lebens, keine Sammlung von Theologenspitzfindigkeiten. Und worum es nun unter uns Christen geht, das ist nicht, uns zu streiten, wie denn nun das genaue Verhältnis von Gott und Jesus und Geist und uns ist, sondern dass wir uns darüber austauschen, wie es möglich ist, diese Gemeinschaft zu leben. Wann wir sie schon einmal erfahren haben. Wie wir in unserem normalen Alltag den Kopf frei bekommen und sensibel werden, damit wir Gottes Gegenwart überhaupt spüren. Was das denn heißt, Jesus Christus zu lieben und seinen Geboten zu folgen.

Und da müssen wir nicht streiten, was richtig ist und was falsch, denn da hat der Geist für jede Jüngerin und jeden Jünger einen eigenen Weg, eine eigene Wahrheit. Da keine zwei Christen gleich sind, sind auch ihre Wege zu Gott und mit Gott verschieden. Auf jeden Fall sind es keine Wahrheiten zum Ausgrübeln, sondern zum Leben, indem wir ganz praktisch als Christen leben und uns öffnen für Gott, so wie es uns möglich ist. Dann werden wir spüren: Wir sind nicht als Waisen in diese Welt geworfen, sondern wir sind getragen von Gottes Liebe.

Dahin den Weg zu finden, dazu hilft uns der Geist. Ich glaube auch, dass er der Kirche hilft, in der Wahrheit zu bleiben, nämlich in dem Sinne, dass sie als ganze von diesem Weg nicht abkommt. Er hilft ihr nicht, Gott zu verstehen und zu definieren, denn alles, was sich verstehen und definieren lässt, hat die Bezeichnung „Gott“ nicht verdient. Er hilft ihr, nicht aus der Gemeinschaft mit Gott zu fallen. Das aber ist das Entscheidende, auf das es ankommt. ■

Foto: Höhlen von frühchristlichen Eremiten im Sinai. Von Pexels.



oder deren Raum berechnet.

t und den Bezirk Landau.

Samstag, den 22. April 1871.

München, 17. April. Zu der gestern bei Sr. Maj. dem König abgehaltenen großen Tafel war u. A. auch der Herr Erzbischof geladen und wurde bemerkt, daß sich der König nach der Tafel längere Zeit mit demselben unterhielt.

München, 19. April. Die Bischöfe zu Augsburg und Passau und das Capitelvicariat von Speier haben den Studirenden der Theologie in München den Besuch der Döllinger'schen Vorlesungen untersagt.

München, 20. April. Universitätsprofessor Friedrich erhielt ein erzbischöfliches Decret, welches erklärt, daß er wegen bewußter, hartnäckiger Leugnung klarer und sicherer kirchlicher Glaubenssätze die größere Excommunication mit allen kanonischen Folgen verwirkt habe.

München, 20. April. Der „Volksbote", das „Vaterland" und andere Blätter verbreiten die Darstellung eines zwischen dem Könige und dem Erzbischofe über die Haltung Döllinger's stattgehabten Gespräches, wonach dem Erzbischofe, was auch kommen möge, die vollste Zusage des allerhöchsten Schutzes und der königlichen Gnade gemacht worden sei. Gutem Vernehmen nach wird diese Darstellung von Persönlichkeiten, welche dem erzbischöflichen Kreise nahe stehen, als unrichtig bezeichnet.

Auch in den Rheinlanden greift die religiöse Bewegung innerhalb der katholischen Kirche rasch um sich. Der höchst gewandte und als Gelehrter vortheilhaft bekannte Dr. Michelis von Braunsberg hält in den größten Städten jener Provinz zahlreich besuchte Vorträge, welche bezwecken, die Erhebung zu einer einheitlichen zu machen und die altkatholische Partei möglichst rasch zu organisiren.

Breslau, 14. April. Die hiesigen antiinfallibilistisch gesinnten Priester und Laien bereiten eine Zustimmungsadresse an Dr. Döllinger vor.

Frankreich.

Entstehung der Alt-Katholischen Kirche in der Sicht von Landauer und Pfälzer Zeitungen

VON BERNHARD SCHOLTEN

Einführung

Wie ist unsere alt-katholische Kirche entstanden? Eine Frage, auf die ich seit langem eine Antwort suche. Seitdem ich begonnen habe, das Archiv der Landauer Gemeinde zu sichten und die Landauer Zeitungen aus der damaligen Zeit zu lesen, kam mir der Gedanke, die Entwicklung unserer Kirche anhand von Zeitungsberichten darzustellen. Die Presse in den 70er Jahren des 19. Jahrhundert war deutlich parteiischer als heutige. Es gibt deftige Begriffe und hitzige Debatten und Diskussionen zwischen der freisinnigen, liberalen, der kirchlichen oder der sozialdemokratischen Presse. Dabei zeigen die Berichte, dass es für die damaligen Redakteure (Frauen waren journalistisch nicht aktiv) nicht einfach war, zwischen Gerüchten und Tatsachen zu unterscheiden. Auch gibt es keine Trennung von Nachricht, Reportage oder Kommentar.

Beginnen werde ich mit Berichten des „Anzeiger für die Kantone Landau, Annweiler und Bergzabern" (kurz *Anzeiger*) und der kirchlichen Sonntagszeitung Christlicher Pilger (CP), der in der bayerischen Pfalz (Bistum Speyer) und Teilen von Bayern erscheint.

Juni 1870 – Das Konzil dominiert die Berichterstattung

Am Mittwoch, den 1. Juni 1870 berichtet der *Anzeiger* auf Seite 1 über ein Schreiben der Regierung des Norddeutschen Bundes an die päpstliche Kurie. Im Norddeutschen Bund hatten sich unter Führung Preußens 1867 die Länder nördlich der Mainlinie zu einem Bundesstaat zusammengeschlossen. Die Regierung appelliert in dem zitierten Schreiben an den Vatikan, das Unfehlbarkeitsdogma nicht zu verabschieden, weil es das Verhältnis von Katholiken und Nicht-Katholiken in Deutschland erheblich beeinträchtigen würde. Der *Anzeiger* kommentiert das Schreiben als „vernünftig und christlich", aber es nütze nichts, denn selbst die oppositionellen Bischöfe wie der Prager Kardinal Schwarzenberg oder der Mainzer Bischof Ketteler wehren sich gegen die notwendige „gründliche Läuterung der Kirche an Haupt und Gliedern". Letztlich wollten sie auch „nur die Autorität des Episkopates verteidigen, eine Reform der Kirche wollen sie so wenig wie der Vatikan". Der Kommentar endet mit der Hoffnung, dass die Zukunft „die politische Einheit Deutschlands und hoffentlich auch einmal die kirchliche Gleichheit" bringen wird.

Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau

Auf Seite 2 zitiert der *Anzeiger* die „Römischen Briefe vom Concil". Autor der Briefe war Johannes Joseph Ignaz von Döllinger, Professor für Kirchengeschichte in München. Unter dem Pseudonym *Quirinus* schreibt er: *„Die Bischöfe der Minorität auf dem Concil (wollen sich) durch eine Unterzeichnung eines Documents binden (...), daß keiner von ihnen für eine Formel stimme, welches die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes enthält."* Weiter wird dargestellt, dass 43 deutsche und ungarische, 40 anglo-amerikanische, 29 französische, 4 portugiesische und 10 italienische Bischöfe kritisch eingestellt seien. Allerdings weiß die Opposition um die „nummerische Überlegenheit" der Befürworter des neuen Dogmas.

Opposition gegen Dogma wächst

Am 3. Juni berichtet der *Anzeiger*, dass Franziskanerpater Hötzl, der den Standpunkt vertritt, dass „der allgemeine Consensus der Kirchen eine Bedingung für die Oekumenicität eines Concils sei", nach Rom berufen worden sei. Dort sei er im Kloster Bonaventura untergebracht. Der Wiener Theologe Dr. Schwetz und Bischof Gasser von Brixen, Südtirol, sind beauftragt, Hötzl zu bekehren. Der CP kommentiert die Berichterstattung der liberalen Presse am 19. Juni:

> *Vor einiger Zeit hat in München der Franziskaner-Mönch P. Petru Hötzl eine Schrift herausgegeben und zwar ohne Wissen seiner Obern, worin er sich nicht blos in wissenschaftlicher Beziehung starke Blösen gab, sondern auch Verdacht erregte, daß es mit seiner kirchlichgläubigen Gesinnung nicht recht geheuer sei. Alle liberalen Blätter und alles kirchenfeindliches Gesindel jubelten damals diesem von ihnen sonst verachteten Mönche ihr ‚Hosiana' zu; schon witterten und hofften sie eine Apostasie und eine schließliche*

Heirat; denn Letzteres ist ja stets der erste und letzte Beweggrund des Abfalls schlechter Priester. […] Wie ein gefundenes Fressen kam zu diesem Zwecke den Bejublern des P. Hötzl seine Einberufung nach Rom von Seiten seiner Obern, um sich zu verantworten.

Am Dienstag, den 7. Juni berichtet der *Anzeiger*, dass bis zu 140 Bischöfe gegen das Dogma stimmen werden. Wörtlich heißt es:

Es sind diese opponierenden Bischöfe und Erzbischöfe bekanntlich gerade diejenigen, welche den hauptsächlichsten Sprengeln der civilisirten Welt vorstehen, so daß sie wenigstens das moralische Übergewicht haben. Aber die Kurie berechnet die ‚moralische Mehrheit oder Einstimmigkeit' nach der Zahl der Prälaten, nicht nach der Bedeutung ihrer Personen oder ihrer Sprengel.

Als die Generaldebatte mit den Stimmen der Mehrheit beendet wird, protestiert die Minorität vergeblich gegen den „erzwungenen Beschluss". Der *Anzeiger* schreibt: *„Die Unfehlbarkeit ist bereits beschlossene Sache in den maßgebenden Kreisen".* Gleichzeitig wird berichtet, dass Frankreich gegen das Dogma protestiert und angedroht habe, die Truppen aus Rom zurückzuziehen, dann werde *„daß Patrimonium Petri in Anarchie versetzt und dann als reife Frucht dem Königreich Italien zufallen."*

Weitere fünf Tage später zitiert der *Anzeiger* den Erzbischof von Cincinnati:

Die Könige sind der Völker wegen da und nicht umgekehrt. Und auch der Papst ist wegen der Kirche und nicht die Kirche wegen des Papstes da. Die Kirche ist aber eine Republik und der Papst ihr Präsident. Will er sich zum absoluten König aufwerfen, (…), so begeht er eine Usurpation.

Kardinal Guidi gegen das Unfehlbarkeitsdogma

Am Mittwoch, den 29. Juni kann der *Anzeiger* von einem Eklat beim Konzil berichten:

Große Bestürzung hat die Nachricht im Vatikan erregt, dass Kardinal Guidi, der bisher mit den Jesuiten getreulich für die Unfehlbarkeit gekämpft hat, sich in der Debatte über die Unfehlbarkeit selbst plötzlich der Minderheit anschloss und gegen die Unfehlbarkeit sprach.

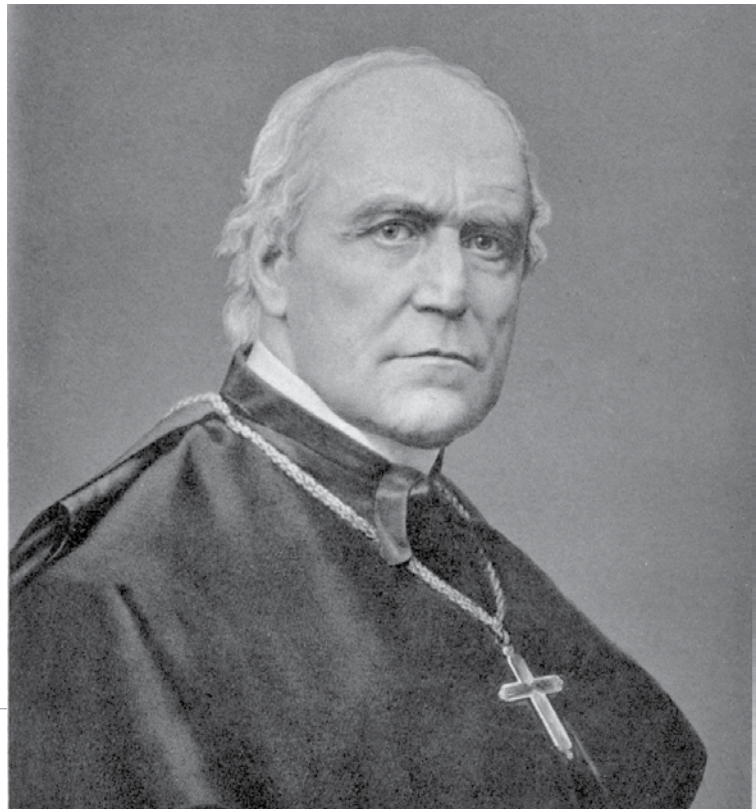
Auch der CP berichtet, dass Cardinal Guidi vom Orden der Dominikaner sich kritisch zum geplanten Dogma geäußert habe.

Nach seiner Rede sei der Kardinal zum hl. Vater beschieden, der ihn nochmals um eingehende Erläuterungen über die in seiner Rede enthaltenen Aufstellungen und Argumente mit der dem Cardinal stets bewiesenen Wohlwollen ersuchte.

Daraufhin seien *„um die gewünschte Einigung herbeizuführen"* einige *„nicht unbeträchtliche Abänderungen im IV. Capitel* (über die Unfehlbarkeit) *vorgenommen"* worden. In der Diskussion stehen die Formulierungen *„daß der Papst als Haupt der mit ihm lehrenden Kirche unfehlbar sei"* oder *„daß der Papst, wenn er auf das Urtheil der Gesamtkirche horcht, unfehlbar sei."*

Der Papst ist krank

Während der Streit um die spanische Thronfolge eskaliert und in Frankreich kriegerische Reden gehalten werden, berichtet der *Anzeiger* am 10. Juni voller Hoffnung, dass…:



Oben links: Heinrich Kardinal Förster, Fürstbischof von Breslau. Oben rechts: Ignaz von Döllinger. Unten: Wilhelm Emmanuel von Ketteler, Bischof von Mainz und Gründer der Katholischen Arbeitnehmerbewegung.

...sich in Köln ein Verein von besonnenen und aufgeklärten Katholiken gebildet habe, um den Auswüchsen des Romanismus entgegen zu treten. Ähnliche Schritte sind bisher auch schon anderwärts, z. B. im jenseitigen Bayern geschehen und es ist zu erwarten, daß (...) allenthalben diese Opposition im katholischen Volke selbst wieder auflebt, die Opposition gegen den finsteren Ultramontanismus. (...) Die Unfehlbarkeit ist zwar jetzt bis zur Verkündung fertig, allein – der Papst ist krank!

Die Entscheidung

Am 13. Juni berichtet der *Anzeiger „dass auf Befehl des Papstes kein Bischof mehr das Concil verlassen"* dürfe. Ferner heißt es, dass die Bischöfe vor ihrer Abreise ein neues, feierliches Glaubensbekenntnis ablegen müssen. Der Fürstbischof von Breslau, Dr. Förster, scheint frühzeitig Wind von diesen Verordnungen bekommen zu haben, denn er ist ganz unerwartet, wie die Breslauer Morgenpost meldet, *„am 8. per Bahn zu Hause angelangt und in aller Stille per Droschke zu seiner Residenz gefahren."*

Während in Rom die Abstimmung im Konzil vorbereitet wird, mehren sich aus Frankreich die Nachrichten, dass die Franzosen den Krieg wollen; Anlass ist die Aufstellung des Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen als spanischer Thronfolge-Kandidat.

Am Freitag, den 15. Juli, erscheint im *Anzeiger* eine knappe Meldung: *„Im Concil ist heute die Annahme des Unfehlbarkeitsdogma mit 450 Ja gegen 98 Nein und 62 bedingungsweise Voten erfolgt."*

Am folgenden Tag dominiert die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen und die Mobilisierung der bayerischen Armee die Schlagzeilen des *Anzeiger*. Dennoch bleibt Platz, um über das Konzil und das verabschiedete Dogma zu berichten:

Es sei göttlich geoffenbartes Dogma daß der römische Papst, wenn er ex cathedra, d. h. in Erfüllung seines höchsten Hirten- und Lehramtes alle Christen zufolge seiner göttlichen und apostolischen Autorität eine von der ganzen Kirche anzunehmende Glaubens- oder Sittenlehre verkündet, kraft göttlicher Verheißung an den heiligen Petrus mit derselben Unfehlbarkeit ausgestattet ist welche der göttliche Erlöser seiner Kirche verleihen wollte als er die Glaubens- und Sittenlehre gab. Deshalb sind die Lehren dieses nämlichen römischen Papstes von Natur aus unfehlbar.

Weiter wird berichtet, dass von den anwesenden 600 Bischöfen 231 gegen und 369 für das Dogma gestimmt hätten. Für den *Anzeiger* ist die Opposition der moralische Sieger:

Alle c i v i l i s i r t e n Länder mit ihren Hauptstädten gaben ein non placet ab. Die Ehre des Episkopats ist gerettet. Die Majorität ist in gedrückter Stimmung.

Der *Anzeiger* unterschlägt, dass die vom ihm zitierte Abstimmung eine vorläufige war. Die entscheidende

Abstimmung fand am 18. Juli statt. Am 21. August, rund vier Wochen später, berichtet der CP mit der Überschrift *„Die Wahrheit über das Konzil in Rom"*, dass bei der letzten Sitzung 535 Bischöfe anwesend waren, von denen zwei mit *„non placet"* stimmten. Rund 200 Bischöfe waren nach dem Bericht des CP zuvor abgereist, aber davon stimmten, so der CP, die meisten dem Dogma zu. Die abgereisten deutschen Bischöfe und Kardinäle, die gegen das Dogma waren, erklärten laut der CP nach der Abstimmung ihre Unterwerfung unter die Autorität des Papstes. Dazu gehörten die Kardinäle Mathieu, Rauscher, Schwarzenberg und Hohenlohe.

Der Bischof von Mainz, dessen Abreise durch den ausbrechenden Krieg beschleunigt wurde, that dasselbe schriftlich, noch bevor er Rom verlies.

Weiter wird berichtet, dass während der Abstimmung ein Gewitter über Rom tobte – wie es in zehn Jahren im Juli nicht vorkommt. Der Autor nennt drei mögliche Erklärungen dafür:

1. Zufall – eine Begründung, die *„der Denkfaulheit am nächsten kommt"*
2. Auch die bösen Geister haben Macht über die Natur, doch eine solche Begründung *„widerspricht den modernen, aufgeklärten und erleuchteten Anschauungen"* und
3. *„als eine vom Gott selbst gefügte Natur-Erscheinung zur Bestätigung der Wahrheit"*.

Dabei verweist der Autor auf alttestamentliche Geschehnisse wie Elias Kampf gegen die Götzendiener des Baal,

den Gott entscheidet, indem sein Feuer das Opfer Eljas verzehrt (1 Könige 18,38).

Für den *Christlichen Pilger* ist der deutsch-französische Krieg ein Zeichen Gottes gegen die ungläubige Welt, die die Unfehlbarkeit bezweifelt:

> *Wer sieht nicht in dem ruhigen Gange des Concils und in dem Toben der Geister gegen dasselbe und nun in dem Concil der Kanonen und der Würgeengel auf blutigen Schlachtfeldern den Finger Gottes, welcher der zitternden Menschheit gleichsam zuruft: ‚Ich der verachtete und verleugnete Gott des Friedens bin auch der gewaltige Gott des Krieges und lasse mir nie meine Unfehlbarkeit von Euch armen Menschen nehmen, jene Unfehlbarkeit, die von Euch allen den Tribut des Glaubens und der Anbetung erfordert und Euch allzumal wiederum zwingt, meine Hilfe anzurufen, auf meine Stärke und Kraft zu bauen, meinem Worte zu vertrauen und meine Gebote zu befolgen.' Ja Gott zeigt, daß er noch lebt und regiert und gar nicht gesonnen ist, die Herrschaft aus der Hand zu geben. (...) Wer kann sagen, ob dieses Concils des Krieges nicht das beste Mittel ist, den Lehren des Concils des Friedens unserer hl. Kirche die siegreichste Bahn in die verknöcherten und verweltlichen Menschenherzen zu brechen?*

Österreich will Konkordat kündigen

Am Mittwoch, dem 3. August, als das bayerisch-preußische Heer bei Weißenburg und Wörth erstmals auf die französische Armee trifft, berichtet der *Anzeiger*:

> *In Folge der Infallibilitätserklärung beschloß die (österreichische) Regierung, den Concordatsvertrag nicht länger aufrecht zu halten, sondern denselben außer Wirksamkeit zu setzen. Der Reichskanzler leitete demzufolge Schritte ein, um der römischen Curie die formelle Aufhebung des Concordats zu notifizieren, und der Kaiser beauftragte mittels Handschreibens den Cultusminister, die nöthigen Gesetzentwürfe vorzubereiten.*

Das Konzil ist vertagt. Papst Pius IX. muss um seinen weltlichen Einfluss fürchten, denn am 5. August berichtet der *Anzeiger*, dass...:

> *Cardinal Antonelli von dem französischen Botschafter eine Note übergeben worden ist, womit derselbe von der Räumung des Kirchenstaates durch die Occupationstruppen verständigt wird.*

Frankreich zieht seine Truppen aus Rom zurück, das italienische Heer kündigt die Übernahme Roms an, Pius IX. lehnt das Angebot Großbritanniens, auf Malta Zuflucht vor den Kämpfen zu finden, ab. Am 5. August schlägt das preußisch-bayerische Heer das französische zuerst bei Weißenburg und drei Tage später auch bei Wörth. Der Papst sucht für die Franzosen neue Bündnispartner. Der *Anzeiger* schreibt am Montag, den 15. August:

> *Cardinal Antonelli hat Preußen in officieller Weise zu seinen Siegen Glück gewünscht.*

Bayern erkennt das Unfehlbarkeitsdogma nicht an

Am gleichen Tag berichtet der *Anzeiger*:

> *Wie verlautet, soll von unserem Cultusministerium an die bayerischen Bischöfe ein Reskript ergangen sein, laut dessen die Verkündigung und Vollziehung der Conzilsbeschlüsse, speziell des Dogma's der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes, selbst der einfach Abdruck derselben in den geistlichen Amtsblättern den oberhirtlichen Stellen verboten wird, wenn sie nicht zu deren Veröffentlichung das Placetum regium erhalten haben.*

Unten links: Petrus Ritter von Hötzl, Bischof von Augsburg. Oben links: Filippo Maria Kardinal Guidi OP, Erzbischof von Bologna. Unten rechts: Giacomo Kardinal Antonelli, Kardinalstaatssekretär des Kirchenstaates.

Die bayerische Regierung befürchtet, dass das Dogma die Autorität des Königs und der Regierung in Frage stellt.

Der *Christliche Pilger* ist empört, dass Bayern und Österreich die Verkündung des Dogmas verhindern wollen:

> *Die akatholische Presse hat das Unfehlbarkeitsdogma bereits weit verbreitet, eigentlich bedarf es keiner Hirtenbriefe der Bischöfe mehr, die verschiedene Staaten [...] durch ein placetum regium verhindern wollen... [Doch] eine durch's Concil verkündigte Lehre ist und bleibt in alle Ewigkeit kirchliche Lehre und kann durch kein Verbot und keine Macht der Welt zu einer unkirchlichen, nicht verpflichtenden, nicht aus der Gemeinschaft der Kirche ausschließenden Lehre gemacht werden. Das Wort Gottes kann durch Nichts gebunden werden.*

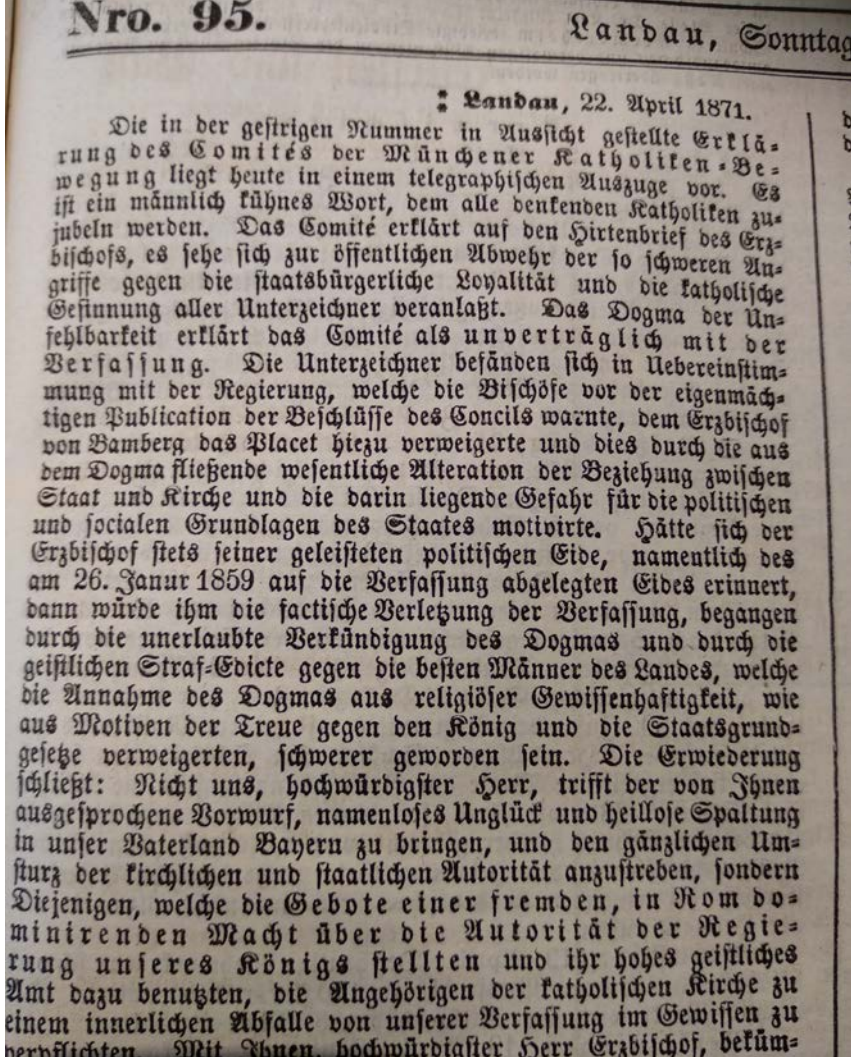
Während der *Anzeiger* am 19. August jubelt:

> *Einige 28 Professoren der hiesigen Universität, lauter Laien, unterzeichneten eine Erklärung gegen die Oekumenicität des vaticanischen Concils und gegen das Unfehlbarkeitsdogma insbesondere...*

...erklärt das CP am 21. August:

> *Ein bis zwei Dutzend Professoren der Münchener Universität aus allen Facultäten haben einen Protest gegen das Concil unterschrieben, doch das wird die Bischöfe nicht abhalten, dass Dogma zu lehren.*

Der *„Döllingerschwindel"* wird den Professoren nicht helfen, die *„einen fehlbaren Papst wollen, sich selbst aber in lächerlichem Dünkel und Gelehrtenstolz hiebei für durchaus unfehlbar halten."*



Nro. 95. Landau, Sonntag

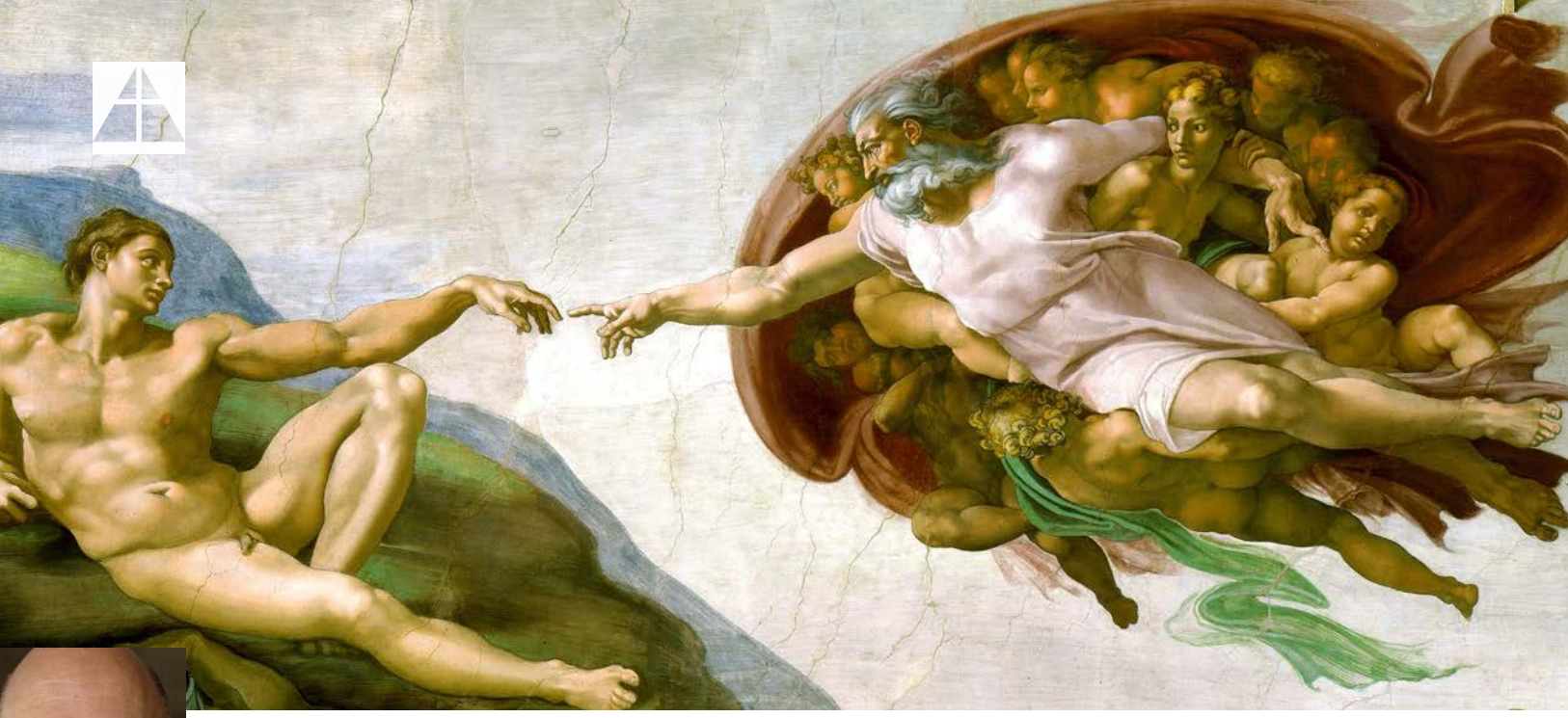
Landau, 22. April 1871.

Die in der gestrigen Nummer in Aussicht gestellte Erklärung des Comités der Münchener Katholiken-Bewegung liegt heute in einem telegraphischen Auszuge vor. Es ist ein männlich kühnes Wort, dem alle denkenden Katholiken zujubeln werden. Das Comité erklärt auf den Hirtenbrief des Erzbischofs, es sehe sich zur öffentlichen Abwehr der so schweren Angriffe gegen die staatsbürgerliche Loyalität und die katholische Gesinnung aller Unterzeichner veranlaßt. Das Dogma der Unfehlbarkeit erklärt das Comité als unverträglich mit der Verfassung. Die Unterzeichner befänden sich in Uebereinstimmung mit der Regierung, welche die Bischöfe vor der eigenmächtigen Publication der Beschlüsse des Concils warnte, dem Erzbischof von Bamberg das Placet hiezu verweigerte und dies durch die aus dem Dogma fließende wesentliche Alteration der Beziehung zwischen Staat und Kirche und die darin liegende Gefahr für die politischen und socialen Grundlagen des Staates motivirte. Hätte sich der Erzbischof stets seiner geleisteten politischen Eide, namentlich des am 26. Januar 1859 auf die Verfassung abgelegten Eides erinnert, dann würde ihm die factische Verletzung der Verfassung, begangen durch die unerlaubte Verkündigung des Dogmas und durch die geistlichen Straf-Edicte gegen die besten Männer des Landes, welche die Annahme des Dogmas aus religiöser Gewissenhaftigkeit, wie aus Motiven der Treue gegen den König und die Staatsgrundgesetze verweigerten, schwerer geworden sein. Die Erwiederung schließt: Nicht uns, hochwürdigster Herr, trifft der von Ihnen ausgesprochene Vorwurf, namenloses Unglück und heillose Spaltung in unser Vaterland Bayern zu bringen, und den gänzlichen Umsturz der kirchlichen und staatlichen Autorität anzustreben, sondern Diejenigen, welche die Gebote einer fremden, in Rom dominirenden Macht über die Autorität der Regierung unseres Königs stellten und ihr hohes geistliches Amt dazu benutzten, die Angehörigen der katholischen Kirche zu einem innerlichen Abfalle von unserer Verfassung im Gewissen zu verpflichten. Mit Ihnen, hochwürdigster Herr Erzbischof, bekům-

Am Montag, dem 22. August, erscheint im *Anzeiger* ein zweispaltiger Kommentar zur Lage des Papstes und des Vatikans. Nachdem die französischen Truppen Rom verlassen haben, droht die Übernahme Roms durch die italienischen Truppen. Der Kommentator berichtet, dass Papst Pius IX. gegenüber Freiherr von Armin, Gesandter des preußischen Königs, geklagt habe, dass die katholischen Staaten (Spanien, Italien, Frankreich, Portugal und auch Österreich) mit der Aufkündigung des Konkordats sich gegen den Vatikan stellten, während die beiden protestantischen Staaten – Großbritannien und Preußen – ihn stützen würden. Es freut den *Anzeiger*, dass der Papst Schutz bei Preußen und Großbritannien suchen muss.

Die Berichterstattung im *Anzeiger* endet Ende August mit der Nachricht, *„daß der Fürstbischof von Breslau, Dr. Förster, wegen der Infallibilität beabsichtige, seine Würde niederzulegen."* Während der *Anzeiger* die oppositionellen Kräfte im Blick hat, endet der Artikel zum Konzil im *Christlichen Pilger* mit einer Nachricht zur *„Bekehrung eines Dissidenten"*:

> *Der Bischof von Cajazzo [...], der als einer von zweien gegen das Dogma votiert hatte, berichtet, er sei nach der Verkündung des Dogmas vor dem Papst auf die Knie gefallen und habe aus ganzer Seele ‚Credo' gesagt, dann sei er mit den anderen in das Te Deum eingefallen. Er habe die Unfehlbarkeit des ‚unsterblichen Papst Pius IX' anerkannt.*



Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim

Warum Kardinal Müller unfehlbar ist

VON HARALD KLEIN

Ich möchte sie einladen, mit mir auf eine kleine Reise zu gehen, in Gedanken. Kommen Sie doch mit zu einer Insel. Sehr schön anzuschauen. Sie scheint sehr fruchtbar zu sein, mit vielerlei Pflanzen und Bäumen. Von oben sieht sie wie ein kleines Paradies aus. Beete sind zu sehen, und tatsächlich auch Menschen. Genau zwei sind es, ein Mann und eine Frau. Und genau in der Mitte dieser Insel steht ein prächtiger Baum. Mit zwei Namen: „Baum des Lebens“ und „Baum der Erkenntnis von Gut und Böse“.

Ah, Sie merken schon etwas. Die Geschichte kommt Ihnen bekannt vor. Könnte sein, ja, dass die beiden Adam und Eva heißen. Und dass dieser Baum in der Mitte für sie tabu ist. Da dürfen sie nicht dran, an seine Früchte. Aber wie soll das gutgehen? Genau deshalb gehen sie dran, nehmen die Früchte und essen. Ich finde es super, wenn ich ehrlich bin, dass die beiden das gemacht haben, dass sie zugegriffen haben, das Verbot übertreten haben. Denn darum ging es genau, dass sie Menschen werden mit der Freiheit der Entscheidung, nicht nur Befehlsempfänger. Eine spannende Geschichte. Von der Versuchung, das Tabu zu brechen. Hätten sie es nicht getan, Adam und Eva, wären sie nicht selbstverantwortliche Menschen geworden.

Und jetzt, verehrte Leserinnen und Leser, möchte ich Sie nochmal mit auf die Reise nehmen. In eine ganz ähnliche Situation, und zwar genau vor 150 Jahren. Wieder kommen wir auf etwas wie eine Insel. Es ist ein kleiner Staat, mitten in Italien. Da sind Hunderte von Menschen versammelt, alle dicht beieinander. In einer riesigen Kirche, einem Dom, dem Petersdom. Genau vor 150 Jahren war da gerade Konzil. Und es ging hoch her. Die Kirche war im Stress damals. Es gab die Aufklärung, die einfachen Gläubigen fingen an nachzufragen, zu zweifeln. Und es gab erste Bestrebungen in Richtung Demokratie, sogar Demokratie in der Kirche. Und also überlegten die Bischöfe im Petersdom, einen Baum auszusuchen, einen in der Mitte, und den zum Tabu zu erklären. Natürlich, im Petersdom bot sich dafür perfekt der Papst an und das, was er sagt. Das muss unanzweifelbar sein, unantastbar. Ja, das ist damals zum Dogma gemacht worden, zum Anker in den Wellen, zum Fels in der Brandung. Seither darf kein braves Kirchenmitglied danach greifen. Es sind die Früchte vom Baum in der Mitte.

„Vielfach sind Inseln Orte der Sehnsucht“ *(von unbekannt)*

Für mich besteht nur die Frage: War das, was da geschützt und in Sicherheit gebracht werden sollte, wirklich das Paradies? Wäre das ein Traumzustand dieser Welt, ein Garten Eden? Wenn Menschen genau das befolgen, was eine nicht gewählte Führungsriege befiehlt? Kann das überhaupt ein richtiges, christliches Menschenbild sein? In der Adam-und-Eva-Sage läuft es anders. Da entsteht gerade durch die Übertretung des Gebots die Welt der Menschen, unsere Welt. Und der Befehlshaber-Gott wird zum Begleiter-Gott, zum fürsorglichen Helfer. Aber 2500 Jahre nach der Niederschrift der Bibelepisode versuchte die Konzilsmehrheit genau umgekehrt vorzugehen. Mal ganz abgesehen von der Frage, wer hier die Mitte festlegt, frage ich mich auch: Kann das ein dauerhaftes gutes Prinzip sein, einfach etwas zum Tabu zu erklären?

Jesus hat Derartiges jedenfalls nicht gemacht. Es könnte nämlich

sein, dass es dem Menschen seine Würde nimmt, sein Recht auf Freiheit, auf Selbstwert. Natürlich geht es allein um die Mitte. Es soll hier nicht vertreten werden, dass alles erlaubt ist, jede noch so verrückte Einzeltat und Baumfrucht. Aber dass das Zentrum mit einem Fluch belegt wird, mit Tabuisierung, dreht den ganzen Spieß mit der Erschaffung des Menschen um. Dann hätte Gott ja auch ein intelligentes Tier erschaffen können. Dann hätte auch Jesus sich sein ganzes Predigen und Überzeugen schenken können und einfach Gesetz und Gehorsam verlangen können.

Nein, den Bischöfen in Rom vor 150 Jahren ging es gar nicht um Unfehlbarkeit oder Wahrheitsdefinitionen. Es ging ihnen nur um die Beschränkung der Volksmacht, um die Verteidigung höchstkirchlicher Vorrechte und Rangordnungen.

„Wer immer die Wahrheit sagt, kann sich ein schlechtes Gedächtnis leisten“ *(Theodor Heuss)*

Was besagt aber dann die dabei verwendete Formulierung von Unfehlbarkeit? Ist das überhaupt möglich oder denkbar? Viele in der Kirche behaupten ja, zumindest die Abstimmungsmehrheit bei einem Konzil sei unfehlbar. Auch in unserer Alt-Katholischen Kirche wird von manchen die Unfehlbarkeit von Kirche insgesamt festgehalten.

Dazu ist es sicher wichtig, zuerst einmal abzuklären, was Wahrheit ist. Denn darum geht es ja in der Aussage der Unfehlbarkeit: dass jemand im bestimmten Zusammenhang absolut sicher die Wahrheit erkennt und ausdrückt. Was also ist Wahrheit? Nun, sicher viel mehr als Korrektheit. Wahrheit ist Lebenshintergrund. Sie ist nicht das Gegenteil von Falschaussagen, sondern das Gegenteil von Leere, von Nichts. Wahrheit ist so etwas wie ein Herzschlag, ein Pulsschlag der Wirklichkeit – auf einer ganz tiefen Ebene. *Unum, bonum, verum, ens* (das Eine, Wahre, Gute, Seiende) liegt allem zugrunde und ist letztlich eine Bewegung.

Ein Mensch kann Wahrheit wahrnehmen, auch unter Mithilfe des Verstands, aber im Tiefsten ist diese Wahrnehmung kein Kalkül, sondern eine ganzheitliche Berührung, ein Angerührtwerden. Wunderbar ausgedrückt ist das in der „Erschaffung des Menschen“ von Michelangelo (Sixtinische Kapelle in Rom). Der Zeigefinger Gottes berührt den Finger des Menschen, fast wie ein überspringender Funke, wie ein Kontakt. Und genau das vermittelt Leben, vermittelt Menschwerdung.

Sobald Wahrheit dann aus dem Intuitiven herausgenommen wird und formuliert, definiert werden soll, muss sie sich der Sprache bedienen, sich in Worte und Begriffe kleiden. Sprache jedoch ist etwas Komplexes, etwas Fließendes. Jedes Wort ist bezogen auf Hintergrundwissen, auf Hintergrundempfinden. Was ich heute ausspreche, hat in einem Jahr an anderer Stelle schon wieder einen neuen Zusammenhang und Wert. Sprache ist immer ein Kompromiss, eine Vereinbarung: zwischen denen, die reden, und denen, die zuhören, zwischen denen, die miteinander leben und die Sprache nutzen. Wer sich nicht auf den Weg macht, mit den Zuhörern zusammen den gemeinsamen Boden der Begriffe, Fragen und Wörter zu bedenken, der wird nie etwas auch nur annähernd „Geltendes“ aussagen können.

„Alles wird anders, wenn man es ausspricht“ *(Hermann Hesse)*

Die Amtskirche hat im Lauf der Geschichte die Wahrheit oftmals verstanden wie Geld, das in einem Tresor liegt. Unfehlbarkeit ist in dieser Version dann der dauerhafte Besitz des Schlüssels. Ausgerechnet in dem Moment, als die Menschheit anfing, die Entwicklung als Grundwirklichkeit des Lebens zu begreifen, warf sich die Amtskirche mit aller Macht dem entgegen.

Aber hat nicht Jesus immer Bilder des Lebens und Wachsens für seine Botschaft gewählt? Hat er nicht vom Senfkorn gesprochen, vom Sauerteig, von Licht, Feuer, Brot… Das ist eben nicht Stein. Ganz im Gegenteil: Jesus hat gefragt: *Gibt etwa ein Vater seinen Kindern Stein statt Brot* (Lk 11,11)? Das Lehramt von Kirche hat aber genau solches oft versucht: den Menschen Stein, Ewigkeitsmaterial anzubieten. Und hat aus dem Samenkorn ein Besitzstück gemacht, inklusive Tabu. Das kann, so findet die Alt-Katholische Kirche auch heute noch, nicht richtig sein.

Wahres muss immer wieder neu ausgesagt werden, neu vereinbart werden.

Ganz viel hat mit der Wahrheit der Heilige Geist zu tun. Der Geist Gottes, die *ruach*, durchweht die Welt und Schöpfung, ist der Kraftstoff Liebe. Kirche hat sich auf den Heiligen Geist immer berufen als Träger der Wahrheit. Nur dass dieser Geist kein Erfüllungsgehilfe ist, kein abrufbarer Dienstbote von Menschen. Der Geist weht, wo er will (Joh 3,8). Gottes Geist ist souverän und nicht vorhersehbar oder einplanbar. Eben das macht die Wahrheit aus, dass sie Eigentum dieses göttlichen Geistes ist. Die Behauptung einer Unfehlbarkeit – egal auf was sie beschränkt, bezogen oder bedingt sein mag – macht Gottes Geist zum billigen Zuträger.

Insofern ist nach meiner Meinung jeder Versuch, das Unfehlbarkeitsdogma zu retten, indem es kleingeredet, neu gedeu-

tet oder eingeschränkt wird, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es gibt – auch auf lange Sicht – keine andere Chance, als dass die Römisch-Katholische Kirche dieses Dogma komplett zurücknimmt, es als Fehler wertet. Unmöglich? Vielleicht kann man das in die nächste Pfingstnovene mit hineinnehmen.

„Ich bin der Wahrheit verpflichtet, nicht der Beständigkeit“ *(Mahatma Gandhi)*

Allerdings bezieht sich die Aufforderung zum neuen Umgang mit Wahrheit nicht nur auf die Vatikan-Kirche. Gerade auch wir Alt-Katholiken müssen uns fragen lassen, wie wir es damit halten. Pochen wir auf den Besitz von Wahrheit? Glauben wir, dass bestimmte Sätze und Vorgaben der Kirche undiskutierbar seien (z. B. auch liturgische Sätze)? Ganz grundsätzlich sollte das Christentum sich Gedanken darüber machen, was es denn heißt, wenn wir sagen, wir seien eine Offenbarungsreligion. Das ist doch ein grundlegendes Unterscheidungsmerkmal, dem die meisten Christen sofort zustimmen würden. Unsere Religion fußt darauf, dass Gott sich uns offenbart (hat). Diese Offenbarungen sind in Tinte gegossen (in der Hl. Schrift), sind in Formeln gekleidet, in definierte Sätze.

Aber ist uns bewusst, dass das Offenbarungsgeschehen eben nur ein Berühren ist, ein Funkensprung? Auf keinen Fall ist es eine Übergabe von Steintafeln. Auf keinen Fall ist es eine Übergabe von Dauerkapital oder Tresorschlüsseln. Immer neu muss um die Form und Sprachgestalt der christlichen Wahrheit gerungen werden. Dass Gott sich uns Menschen offenbart, soll nicht bestritten werden, aber die Sprachform einer solchen Offenbarung ist immer schon zweifelhafte Deutung und Produkt der jeweiligen Zeit.

Die Proklamation von Unfehlbarkeit ist somit nur ein hilfloser und bedauernswerter Versuch, Sicherheit zu gewinnen oder vorzuspiegeln. Er lebt von der Vorstellung, man käme ohne Selbstkritik und Infragestellung eigener Positionen im Leben zurecht. Er lebt von der Sorge, nichts mehr wert zu sein, wenn man eigene Behauptungen zurücknehmen oder korrigieren müsste.

Kardinal Müller ist sicher nur einer aus einer Gruppe vieler Glaubensdozenten, die eine solche Härte im Umgang mit anderen, aber vor allem mit sich selbst pflegen. Als Vergleich könnte man den Tobit aus dem alttestamentlichen Buch gleichen Namens anführen, der im unnachgiebigen Kampf um Richtiges und Wahres schließlich blind wurde. Kardinal Müller dient mir hier nur als Typ, er hat sich aber als Kämpfer für unbeugsames Recht und starre Ordnung diese Position redlich „verdient“. In vielen seiner Äußerungen und Anordnungen konnte man den Eindruck gewinnen, seine „Sache“ sei unfehlbar, undiskutierbar. Unfehlbar ist da aber nicht die geäußerte sogenannte Wahrheit, sondern nur die Treue zur eigenen Unbeweglichkeit, zur Ablehnung fremder Denkansätze. Und das gibt es bei uns allen, beileibe nicht nur oder allein bei Kardinal Müller: dass wir darin unfehlbar sind, in immer dieselben alten Fallen zu tappen, uns Wahrheit ans Revers zu heften und sie bei anderen so einzufordern, wie wir sie gewohnt sind. Nichts für ungut, Kardinal Müller, aber es ist eine Frage des Herzens. ■

„Unfehlbar“? Ja schon, aber wer?

VON GEORG SPINDLER

Hundertfünfzig Jahre sind vergangen, seitdem im August des Jahres 1870 in Rom das doppelte Dogma der Unfehlbarkeit und des Universalprimates des Bischofs von Rom verkündet und der ganzen Welt zu glauben vorgeschrieben wurde. Hierbei handelt es sich wohl um zwei der fragwürdigsten aller Lehraussagen der Römischen Kirche. Durch diese Dogmen wurde nicht nur der Graben sowohl zu den alten orthodoxen Ostkirchen wie auch zu den neuen Kirchen der Reformation fast unüberbrückbar vertieft – es wird und wurde auch von den eigenen Gläubigen im Grunde nicht akzeptiert.

Dass diese neuen „Papstdogmen“ als Reaktion auch zur Entstehung einer Protestbewegung führten, die sich dann in der Folge zu einer gesonderten Gruppe von Konfessionskirchen entwickelte, ist heute sogar bei kirchlichen Insidern weitgehend in Vergessenheit geraten und wenig präsent. „Alt-Katholiken“ werden ja (das ist vielfach unser durch unseren etwas missverständlichen Namen bedingtes Problem) gerne mit Traditionalisten verwechselt, und das Staunen ist immer sehr groß, wenn es dann wirklich zu Begegnungen kommt. Alt-Katholiken sind auch schon längst alles andere als „die nämlichen Katholiken wie vor der Verkündigung der neuen Dogmen“, wie lange behauptet wurde. Darüber, wie auch über die ganze Problematik der päpstlichen Unfehlbarkeit ist, aber schon so viel geredet und geschrieben worden, dass ich gerne auf eigene Beiträge und Vertiefungen zu diesen Themen verzichten möchte.

Jemand muss doch sagen können, was wahr ist!

Was mich interessiert, ist das Thema „Unfehlbarkeit“. Was nämlich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Dogmatisierung der Unfehlbarkeit des römischen Pontifex geführt hat, war ja neben dem Bedürfnis der Absicherung der eigenen Macht (angesichts der Einigungsbestrebungen auf der italienischen Halbinsel und damit verbunden des drohenden Verlustes des Kirchenstaates) vor allem die große Sehnsucht vieler Menschen nach Sicherheit und Festigkeit, denen die Römische Kirche mit diesem Dogma Halt und Gewissheit anbieten wollte.

Die deutsche und schweizerische Reformation hatte ja die bisher nahezu monolithische abendländische Kirche aufgesplittert, und die sogenannte Aufklärung hatte die Menschen zutiefst verunsichert. Wem war denn noch zu glauben? An wen konnte sich der einfache, wahrheitssuchende Mensch halten? Auch die Bibel, für viele ja das „unfehlbare Wort Gottes“, erwies sich nun zunehmend als nicht so irrtumsfrei, wie es jahrhundertelang und auch noch von den Reformatoren geglaubt und angenommen worden war. Irgendeine Instanz, so dachten sich viele, muss es doch geben, die uns irrtumsfrei sagen kann, wo die Wahrheit zu finden ist. Sollte nicht der „Fels Petri“ jener feste Punkt sein?

Sobornost

Hier nun erwies es sich als katastrophal, dass die Einheit mit den Kirchen des Ostens achthundert Jahre vorher zerbrochen wurde und dass daraus resultierend der Verlust der altkirchlichen Tradition, die in diesen Kirchen ja noch sehr lebendig ist, zu einer in vielen Bereichen festzustellenden Vereinseitigung führte. In den alten Kirchen des Ostens finden wir noch heute die Überzeugung, dass der Kirche als ganzer der Beistand des Hl. Geistes zugesichert ist, der sie vor einem totalen Fall in den Irrtum bewahren kann. Die Gesamtheit der Kirche, in altslawischer Kirchensprache *Sobornost* genannt, ist der Garant der Rechtgläubigkeit und der Wahrheit. Es ist jammerschade, dass diese Sicht im Bereich der westlichen Kirchen weitgehend in Unkenntnis und Vergessenheit geraten ist.

Nun aber konkret zu den heutigen Alt-Katholiken und damit auch zur Frage, welche Instanz bei uns „Unfehlbarkeit“ genießt? Der Papst sicher nicht. Das gesamte Volk Gottes etwa? Nun, wir sind eine, wie es offiziell heißt, bischöflich-synodal verfasste Kirche, aber ist in unserer kirchlichen Wirklichkeit noch die Überzeugung lebendig, dass der Geist Gottes die Kirche in der Wahrheit hält und sie zur Wahrheitsfindung leitet? Oder suchen wir mittlerweile unsere Sicherheiten bei ganz anderen Instanzen?

Genügt die Vernunft?

Vor kurzem begegnete ich wieder einmal der Behauptung: „Worauf wir uns verlassen können, das sind Vernunft, Aufklärung, Bürgertum und Bildung“. Aber stimmt das wirklich? Hat uns die Vergangenheit nicht gerade in den letzten hundertfünfzig Jahren mehr als deutlich gezeigt, dass auf diese immer wieder beschworenen Werte eben doch kein absoluter Verlass ist? Ich möchte nicht missverstanden werden, denn ich freue mich über jeden

Foto: Stacheldraht vor dem Felsendom, Jerusalem

vernünftigen Menschen und über jede vernünftige Entscheidung. Die Vernunft darf auf keinen Fall zu kurz kommen, aber was genau ist Vernunft? Wie definieren wir Vernunft? Bei aller Wertschätzung: Das Maß aller Dinge ist sie nicht.

Dem Wort „Aufklärung" begegne ich gerade in kirchlichen Kreisen sehr oft. Jeder will so aufgeklärt wie möglich sein und sich dadurch von der unwissenden und ungebildeten Masse absetzen. Aufgeklärter, vernünftiger Glaube, aufgeklärtes und vernunftbestimmtes Christentum?

Die „vernünftige Religion"? Wo ist da noch Platz für die Offenbarung und für die Torheit der Liebe Gottes, der in seiner Liebe (und Liebe ist nie vernünftig) Unfassliches tut? Nur ganz selten kann mir jemand meine Frage beantworten, was mit diesem Begriff eigentlich gemeint ist, und kaum jemand scheint zu wissen, dass in der sogenannten „Aufklärung" der Mensch zum „Maß aller Dinge" erhoben wurde und dass diese Ideologie, neben anderen Ursachen gerade aus diesem Grund, die Französische Revolution

ermöglichte, in deren blutigem Verlauf die „Göttin Vernunft" in Gestalt einer nackten Frau auf dem Altar der Kathedrale Notre Dame in Paris inthronisiert wurde. Andersdenkende waren ausgeschaltet und zum großen Teil umgebracht worden, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sollten von nun an gemeinsam mit der Vernunft das Land regieren. Es war dennoch nicht möglich. Warum? Weil der Mensch eben doch nicht das Maß aller Dinge ist. Auch die stärkste Taschenlampe kann das Licht der Sonne nicht ersetzen. Dabei hat die Aufklärung auch viel Licht in die Welt gebracht. Nur: die letzte Wahrheit enthält sie nicht, und auch dieser Begriff kann so leicht missbraucht werden.

Mich stört die Vergötzung der „Vernunft" und der „Aufklärung" seit langem, und wo immer ich meine Sichtweise vertrete, begegne ich heftiger Ablehnung. Wie, so wird mir gesagt, kann denn ein Mensch an der Aufklärung und an der Vernunft des Menschen zweifeln?

Die Vernunft ist ein sehr hoher Wert und die „Aufklärung" trotz allen Missbrauchs ein in der Geschichte der Menschheit notwendiger Entwicklungsschritt. Bei aller Wertschätzung menschlicher Vernunft und Bildung – ich persönlich möchte mich keinesfalls auf sie allein verlassen, zeigt mir doch ein Blick in die gesamte Geschichte deutlich, wie brüchig und trügerisch, wie anfällig und leicht zu missbrauchen jede menschliche Erkenntnis ist und wie schnell auch angeblich aufgeklärte Bildungsbürger zu verführen sind. Das sogenannte „Dritte Reich" ist dafür ein überzeugendes, wenn auch sehr trauriges Beispiel.

Denn auch das „Dritte Reich" berief sich nicht selten auf Vernunft und Aufklärung. Auch für die Rassenideologie, für Antisemitismus und Euthanasie, ja sogar für den Krieg gab es „vernünftige Gründe", die immer wieder mit Erfolg angeführt wurden. Vielleicht ist gerade deshalb ein Großteil des deutschen „aufgeklärten Bildungsbürgertums" auf diesen Zug aufgesprungen, und es gehört wohl zu den allerdunkelsten Kapiteln der Kirchengeschichte, dass sich auch die Kirchen sich dieser Ideologie nur sehr schwer entziehen konnten. Eine allzu enge Bindung der Kirche an den Staat, an welchen auch immer, ist jedenfalls immer verhängnisvoll.

Unfehlbare Fachleute

Bei allem Respekt vor Bildung und Wissenschaft: Aktuell begegne ich aber derzeit noch anderen für unfehlbar gehaltenen Instanzen, nämlich den Spezialisten. Der Spezialist spielt oft und gerne den „Unfehlbaren", und zwar mit der Begründung: „Ich weiß das, denn ich habe das studiert!" Manche Spezialisten hängen dann gleich noch eine Menge akademischer Grade und Titel als Beweis ihrer unfehlbaren Kompetenz an, um die letzten Zweifel zu beseitigen. Für viele Menschen genügt schon das Adjektiv „wissenschaftlich", und schon wird alles geglaubt. „Ja", heißt es, „das ist eben wissenschaftlich bewiesen". Schon, aber von wem und von welcher Wissenschaft? Und zu welchen Schlüssen wird wohl dieselbe Wissenschaft in zehn Jahren kommen?

Der unfehlbare Gelehrte? Der unfehlbare Wissenschaftler? Der unfehlbare Spezialist? Der unfehlbare politische Führer? Sie alle sind viel gefährlicher, als es ein angeblich unfehlbarer Papst sein könnte, dessen Unfehlbarkeit kaum jemand mehr ernst nimmt, vielleicht nicht einmal er selber. Ein befreundeter römisch-katholischer Domkapitular sagte mir einmal im Scherz: „Unsere Pfarrer haben mit der päpstlichen Unfehlbarkeit überhaupt keine Probleme. Sie denken: Wenn ich schon unfehlbar bin, warum soll es dann der Papst nicht sein?"

Authentische Autorität

Den Bischof von Rom nehme ich persönlich sehr ernst, wenn er in Ausübung seiner ihm historisch

Foto links: Fr Lawrence Lew, O.P., „Gregory IX receiving the Decretals", Flicker

zugewachsenen Autorität als Erster unter den Bischöfen gleichsam als Sprecher der gesamten Christenheit seine Stimme erhebt und Not und Ungerechtigkeit beim Namen nennt; wenn er sich wie Papst Franziskus einsetzt für Gerechtigkeit, Geschwisterlichkeit und für den Frieden auf der Welt; wenn er die menschen- und lebensfeindlichen Gefahren des Kapitalismus anspricht und wenn er durch sein Beispiel zu einem einfacheren Leben in der Nachfolge Christi aufruft. Unfehlbare Dogmen braucht die Menschheit und braucht auch die Christenheit nicht, ebenso wenig angeblich unfehlbare Ideologien und Spezialisten. Etwas ganz anderes ist not-wendig, weil buchstäblich die Not wendend: authentische Menschen, in denen die Wahrheit des Evangeliums aufleuchtet und durch sie das Dunkel der Welt erhellt. Das wäre die echte, die wirkliche Aufklärung.

Echte Autorität beruht auf Authentizität. Einem Hl. Franziskus, einer Mutter Teresa, einem Frère Roger, einem Dietrich Bonhoeffer, den Bischöfen Oscar Romero oder Alberto Ramento, den Mönchen von Tibhirine, ja auch einem Eugen Drewermann – ihnen muss keine Autorität mehr zugesprochen werden, weil sie bereits authentisch sind. Eine junge Frau aus meinem Bekanntenkreis schreibt gerade ein Buch, dessen Titel heißt: „Einfach echt“. Das wäre auch, kurz zusammengefasst, das Programm für uns: „Nicht unfehlbar, aber einfach und echt“.

Darum mein Zwischenruf zum Jubiläum des Concilium Vaticanum I: Bleiben wir weiterhin skeptisch gegenüber allen „Unfehlbaren“, wie immer sie sich nennen und in welches Gewand immer sie sich kleiden und wie immer sie daherkommen, ob kirchlich oder säkular. Vielleicht ist es bei näherem Zusehen so wie in der alten Geschichte mit des Kaisers neuen Kleidern. Wenn wir ein bisschen genauer hinschauen, dann merken wir: Der arme Kerl ist splitternackt!

Bleibt am Schluss noch die Frage: Wem erkennen wir heute die Unfehlbarkeit und den „Universalprimat“ in unserem Leben zu? ■

Hintergrundfoto: Petri Damstén, „Facepalm“, Flickr

Unfehlbarkeit heute, irrational und gnadenlos

VON RAIMUND HEIDRICH

Wer ist unfehlbar?
Aus Erfahrung wissen wir,
dass jeder Mensch fehlbar ist,
Gott sei Dank!
Denn wenn er nachdenkt,
zur Einsicht kommt und sich korrigiert,
dann kann er sich weiterentwickeln und dadurch wachsen,
sonst nicht.
Gott sei Dank.

Manche aber stellen gerade heute Behauptungen auf,
aus dunklen Quellen gespeist,
ohne diese zu begründen.
Unterstellungen und weitere unbegründete Behauptungen folgen dann oft,
werden erneut wiederholt,
lautstark und immer aggressiver.

Und wenn du immer noch nachfragst oder sogar widersprichst,
dann gehen vielleicht Freundschaften kaputt
und du schweigst lieber.

Aber wenn es wirklich um ganz wesentliche Fragen geht,
Fragen von Leben und Tod,
dürfen wir dann schweigen?

Aber selbst, wenn du deinen Mund aufmachst,
würde man dich überhaupt anhören,
dich überhaupt zu Wort kommen lassen?
Oder würde man dich doch eher niederschreien,
dich gnadenlos ausgrenzen,
mit Gewalt gegen dich vorgehen?

Was ist nur zu tun bei dieser neuen Form
irrational-gnadenloser fehlbarer Unfehlbarkeit?

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

150 Jahre: Wir sind fehlbar!

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Ex cathedra ist „out“

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Die Reformation mit Entstehung der Protestanten hatte die Römisch-Katholische Kirche ins Mark getroffen. War es deshalb umso wichtiger, vor 150 Jahren alle „Römer“ unter einen Hut zwingen zu wollen und die Unfehlbarkeit des Papstes (sofern er *ex cathedra* spräche) zum Dogma zu erheben? Damals kam es deshalb zur Abspaltung bzw. Entstehung der Alt-Katholischen Kirche. Hätte dieser Stachel im Fleisch der Katholischen Kirche (*katholikos* gr. = allumfassend) verhindert werden können?

Wohl kaum. Zu sehr noch hing 1870, im Jahr des 1. Vaticanums, die römische Kirche der Haltung an, der Papst, von Jesus über die apostolische Nachfolge Petri legitimiert, besitze einen direkten Draht zu Gottes Geist. Gegründet hat sie dies auf Jesu Wort in Joh 16,13:

> *Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.*

Hätte man sich diese jüngste Kirchenspaltung dennoch sparen können? Ja. Mit etwas weniger Rechthaberei und nicht nur mehr Weitblick, sondern auch Rückblick. Denn zu oft ist in der Vergangenheit bei Konzilien Streit um Dogmen eskaliert.

Das Räuberkonzil ließ Fäuste sprechen

Damals hat sich Papst Leo I. bemüßigt gefühlt, das Konzil von Ephesos anno 449 als „Räuberhöhle“ *(latrocinium)* zu bezeichnen, woraufhin es als „Räuberkonzil“ in die Geschichte einging. Da wurde mit Soldaten und militanten Mönchen ein Presbyter rehabilitiert: Eutyches, der den sogenannten Monophysitismus der rein göttlichen Natur Christi vertrat. Dies wurde zum Dogma erhoben. So gab es nicht nur Handgemenge, sondern auch Streit, und Bischof Flavianus von Konstantinopel wurde abgesetzt, misshandelt und in die Verbannung davongejagt.

Das ganze Konzil wurde schließlich unter neuer kaiserlicher Ägide eingestampft und vom Konzil von Chalkedon abgelöst, das als viertes Ökumenisches Konzil bekannt wurde und wiederum die Zwei-Naturen-Lehre Christi (Gott und Mensch) zum Dogma erhob. Was dann zur Abspaltung der monophysitischen Kirchen von der orthodox-katholischen Kirche führte...

Die Unfehlbarkeitserklärung

Also: Die päpstliche Unfehlbarkeit von 1870 war sicher dazu gedacht, die Streithähne der kommenden Jahrhunderte zum Schweigen bringen zu können, dazu, frei nach Patriarchenart, einem endlosen Streit durch ein „Machtwort“ Einhalt zu gebieten. Dies natürlich auf Grundlage dessen, was die Bibel als Gottes Wort und die apostolische Tradition überliefern *(sensum fidei)*. Im Wortlaut der damaligen Konzilsentscheidung hörte sich das so an:

> *Zur Ehre Gottes, unseres Heilandes, zur Erhöhung der katholischen Religion, zum Heil der christlichen Völker lehren und erklären wir endgültig als von Gott geoffenbarten Glaubenssatz, in treuem Anschluss an die vom Anfang des christlichen Glaubens her erhaltene Überlieferung, unter Zustimmung des heiligen Konzils: Wenn der Römische Papst in höchster Lehrgewalt* (ex cathedra) *spricht, das heißt: wenn er seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen waltend in höchster apostolischer Amtsgewalt endgültig entscheidet, eine Lehre über Glauben oder Sitten sei von der ganzen Kirche festzuhalten, so besitzt er aufgrund des göttlichen Beistandes, der ihm im heiligen Petrus verheißen ist, jene Unfehlbarkeit, mit der der göttliche Erlöser seine Kirche bei endgültigen Entscheidungen in Glaubens- und Sittenlehren ausgerüstet haben wollte. Diese endgültigen Entscheidungen des Römischen*

Foto: Justin Baeder, „DSC_1607“, Flickr

Papstes sind daher aus sich und nicht aufgrund der Zustimmung der Kirche unabänderlich. Wenn sich jemand – was Gott verhüte – herausnehmen sollte, dieser unserer endgültigen Entscheidung zu widersprechen, so sei er ausgeschlossen.

Immerwährende Drohkulisse

Doch so sehr die Exkommunikations-Androhung auch den Deckel „draufmachen" sollte – die persönlichen Gewissen der Bischöfe sind nicht zu knechten; daher sind Abspaltungen ebenfalls eine immerwährende Drohkulisse. Vielleicht ein Grund, weshalb bis heute so wenig *ex cathedra* verkündet wird.

Bei einer Begegnung im Bistum Aosta am 25. Juli 2005 äußerte sich der damalige Papst Benedikt XVI. zur Unfehlbarkeit mit den Worten: „… aber ich möchte auch sagen, dass der Papst kein Orakel und – wie wir wissen – nur in den seltensten Fällen unfehlbar ist" (Quelle: *kath.net/Wikipedia*).

Küng macht das Fass wieder auf!

Im März 2016 rief der Theologe Hans Küng (in den 1970ern wegen Anzweiflung der päpstlichen Unfehlbarkeit vom Vatikan seiner kirchlichen Lehrbefugnis enthoben) in einem offenen Brief an den Nachfolger-Papst Franziskus in der *Süddeutschen* zu einer Überprüfung des Unfehlbarkeitsdogmas auf. Er sieht durch die „Unfehlbarkeitsideologie" „alle Reformen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil blockiert, die eine Revision früherer dogmatischer Festlegungen erfordert hätten".

Erst durch eine freie ernsthafte Unfehlbarkeitsdiskussion sei eine wirkliche Erneuerung der Kirche möglich. Themen wie die Verständigung zwischen den Konfessionen, die gegenseitige Anerkennung der Ämter und des Abendmahls, Fragen von Ehescheidung, Frauenordination und Zölibat sowie der „katastrophale Priestermangel" seien sonst nicht zu lösen.

In seiner Antwort an den „lieben Mitbruder" begrüßte der Papst Küngs Vorstoß, eine freie Diskussion zu ermöglichen. Danach war davon nie wieder etwas zu hören. Das ist jetzt über vier Jahre her. Küng, inzwischen 92, hat seine Rehabilitation zu Lebzeiten wahrscheinlich endgültig in den Wind geschrieben.

War Jesus unfehlbar?

Ist es ein Sakrileg, die Frage zu stellen, ob Jesus unfehlbar war?

Auch Jesus hat sich entwickelt, seine Meinung geändert, wie das Beispiel von der Kanaanäerin in Matthäus 15,22 ff verdeutlicht: Die Frau schreit hinter ihm her nach Heilung für ihre vom Dämon übel geplagte Tochter, er antwortet nicht. Jesus sagt auf Nachfrage der Jünger, er sei nur für die verlorenen Schafe des Hauses Israel gesandt. Schließlich spricht er zu ihr: „Es ist nicht fein, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde." Sie sprach: „Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tisch fallen." Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: „O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst." Und ihre Tochter ward gesund zu derselben Stunde."

Der Vertreter auf dem Stuhl Petri sieht vielleicht seine Macht bröckeln, aber er selbst ist (im Gegensatz zu Jesus) nachweislich rein menschlicher Natur. Weshalb zaudert der Mann auf dem Stuhle Petri?

Wenn man Papst Franziskus' Schreiben „an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland" vom 29. Juni 2019 zum von den deutschen Bischöfen angestoßenen Synodalen Weg liest, fällt auf, dass er nicht nur wie seine Vorgänger fürchtet, Reform werde mit Anpassung an den Zeitgeist enden und der „Biss des Evangeliums" flöten gehen. Er schreibt auch:

Es ist Aufgabe dieses Prozesses, gerade in diesen Zeiten starker Fragmentierung und Polarisierung sicherzustellen, dass der Sensus Ecclesiæ *auch tatsächlich in jeder Entscheidung lebt, die wir treffen, und der alle Ebenen nährt und durchdringt. Es geht um das Leben und das Empfinden mit der Kirche und in der Kirche, das uns in nicht wenigen Situationen auch Leiden in der Kirche und an der Kirche verursachen wird. Die Weltkirche lebt in und aus den Teilkirchen, so wie die Teilkirchen in und aus der Weltkirche leben und erblühen; falls sie von der Weltkirche getrennt wären, würden sie sich schwächen, verderben und sterben. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Gemeinschaft mit dem ganzen Leib der Kirche immer lebendig und wirksam zu erhalten.*

Es geht also auch hier um die Furcht vor Abspaltung. Die Römisch-Katholische Kirche ist in einer verzwickten Lage.

Diktatur, Manipulation oder Freiheit

Papst Franziskus ist kein Diktator, der *ex cathedra* sprechen möchte. Er versucht es in eben diesem Schreiben an das pilgernde Gottesvolk des Synodalen Weges stattdessen mit feiner Manipulation, die er andererseits nicht beim Synodalen Weg am Werke sehen möchte:

10. Deshalb achtet aufmerksam auf jede Versuchung, die dazu führt, das Volk Gottes auf eine erleuchtete Gruppe reduzieren zu wollen, die nicht erlaubt, die unscheinbare, zerstreute Heiligkeit zu sehen, sich an ihr zu freuen und dafür zu danken. Diese Heiligkeit, die da lebt ‚im geduldigen Volk Gottes: […] Oft ist das die Heiligkeit ‚von nebenan', derer, die in unserer Nähe wohnen und die ein Widerschein der Gegenwart Gottes sind'. Das ist die Heiligkeit, die die Kirche vor jeder ideologischen, pseudo-wissenschaftlichen und manipulativen Reduktion schützt und immer bewahrt hat. […]

In Deutschland gibt es das bescheidene Sprichwort „Irren ist menschlich". Oder, wie es die Alt-Katholische Kirche aus ihrer schmerzlichen Entstehung heraus von Vincenz von Lérins für sich übernommen hat: „Im Notwendigen Einheit, in Zweifelsdingen Freiheit, in allem die Liebe." Ob sich dieser Leitspruch für die anstehende alt-katholische Synode bewährt in ihrem strittigen Thema „Ehesakrament für alle", bei dem ebenfalls eine Kirchenspaltung befürchtet wird, bleibt abzuwarten. ■

Ein Plädoyer für Fehlbarkeit
und theologische Diskurskultur

Zu viele Päpstinnen und Päpste

VON WALTER JUNGBAUER

Fundament des Alt-Katholizismus: Schrift und Tradition

Das Fundament für die Entstehung der Alt-Katholischen Kirche besteht darin, dass Menschen zu der theologisch gut begründeten Ansicht gekommen sind, dass die Beschlüsse des Ersten Vatikanischen Konzils nicht den Lehren der Schrift und der Tradition der Kirche entsprechen. Der Münchner Theologe und Kirchenhistoriker Johann Josef Ignaz von Döllinger, der häufig auch als geistiger Vater des Alt-Katholizismus betrachtet wird, hat dies im März 1871 in einem langen Brief an den damaligen Erzbischof von München, Gregor von Scherr, so zusammengefasst:

> *Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; … Nicht als Theologe: denn die gesamte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. […]*

Walter Jungbauer ist Pfarrer der Gemeinde Hamburg

Deswegen könnten diese Beschlüsse auch nicht zu Dogmen, zu von allen verbindlich zu glaubenden Glaubenswahrheiten, erhoben werden. Statt dessen wurde für die aus diesem Widerspruch hervorgegangene Alt-Katholische Kirche betont, wie wir es auch in unserer Synodal- und Gemeindeordnung in §1 (1) formulieren, dass wir daran festhalten:

> *…an dem alten katholischen Glauben, wie er in der Heiligen Schrift, in den ökumenischen Glaubensbekenntnissen und in den allgemein anerkannten dogmatischen Entscheidungen der ökumenischen Konzilien der ungeteilten Kirche des ersten Jahrtausends ausgesprochen ist…*

Nun ist Tradition nicht aus sich heraus gut. Und Neues ist nicht aus sich heraus schlecht. Sonst hätten wir auch nicht vor einem Vierteljahrhundert mit dem Beschluss der 51. Ordentlichen Bistumssynode 1994 alle Stufen des kirchlichen Amtes für Frauen geöffnet. Aber wir waren, angestoßen auch durch die gesellschaftliche Entwicklung in Blick auf die Gleichberechtigung der Geschlechter, vor dem Hintergrund unserer Rezeption theologischer Erkenntnis in Kirchengeschichte und Exegese sowie intensiver Diskussionsprozesse in unserer Kirche zu dem Schluss gekommen, dass es aus unserer Sicht keinen berechtigten Einwand gibt, Frauen von diesen Diensten weiter auszuschließen.

Qualitätsmerkmal: Theologischer Diskurs

Für mich war es immer ein Qualitätsmerkmal des Alt-Katholizismus, sich intensiv theologisch mit einer Frage auseinanderzusetzen, bevor möglicherweise neue Akzente gesetzt und neue Wege eingeschlagen wurden. Solche Diskussionsprozesse benötigen immer auch Zeit, gehen manchen dann nicht schnell genug, und am Ende können sie durchaus auch dazu führen, dass etwas nicht verändert wird. Auch wenn dies zu Enttäuschungen führen mag.

Bei der Auseinandersetzungskultur innerhalb meiner Kirche geht mir allerdings vor dem Hintergrund des Schwerpunkt-Themas dieses Heftes von *Christen heute* „Wir sind fehlbar!“ auch ein Spruch durch den Kopf, den ich immer mal wieder höre: Der größte Unterschied zwischen der Römisch-Katholischen und der Alt-Katholischen Kirche besteht darin, dass die Römisch-Katholische Kirche nur *einen* Papst hat …

Bei manchen Fragen, die in unserer Kirche u. a. im Bereich der Liturgie aufgeworfen werden, habe ich bisweilen den Eindruck, dass die eigenen Meinungen von den Fragestellenden als Tatsachen betrachtet werden. Aus dem individuellen Unbehagen oder Unverständnis heraus werden mit manchmal bemerkenswerter Leichtfüßigkeit Traditionen in Frage gestellt, statt einen inhaltlich begründeten Diskurs zu suchen. Einen Diskurs, der auch berücksichtigt, dass die Gemeinschaft der Kirche, ihr Wesen und ihre Riten, nicht nur synchron, sondern immer auch diachron zu verstehen sind – dass uns also die Rezeptionsgeschichte u. a. von Traditionen nicht egal sein kann.

Ein solcher Diskurs ist, wie bereits dargelegt, zeitaufwändig, mühsam und setzt beispielsweise die Auseinandersetzung mit der Geschichte von Traditionen und ihrer Kontextualität sowie die intensive theologische Auseinandersetzung innerhalb der Kirche voraus. Möglicherweise, ja sogar mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, ist zudem eine Übersetzungsleistung in ein heutiges Verständnis notwendig.

Argumente statt Meinungen

Mein Traum wäre es, dass wir zu den Fragen, die uns in unserem Kirche-Sein, in unserer Liturgie, in unseren Riten, in unserem missionarischen Auftrag etc. bewegen, immer wieder in echten theologischen Diskurs eintreten. Dass wir bei der Suche nach dem richtigen Weg in der Nachfolge Jesu und der Weiterentwicklung unserer Kirche nicht der Versuchung erliegen, individuelle Meinungen auszutauschen, sondern begründete Argumente – und dass es uns auch gelingt, diese beiden sauber voneinander zu unterscheiden. Immer in dem Bewusstsein von Kontextualität, also der Tatsache, dass jede und jeder einen Sachverhalt, immer vor dem Hintergrund der eigenen Geschichte und Erfahrungen, der eigenen Erkenntnis und der grundlegend eigenen Fehlbarkeit betrachtet. Ein solches Bewusstsein macht einem selbst die Relativität der eigenen Sichtweise immer wieder deutlich.

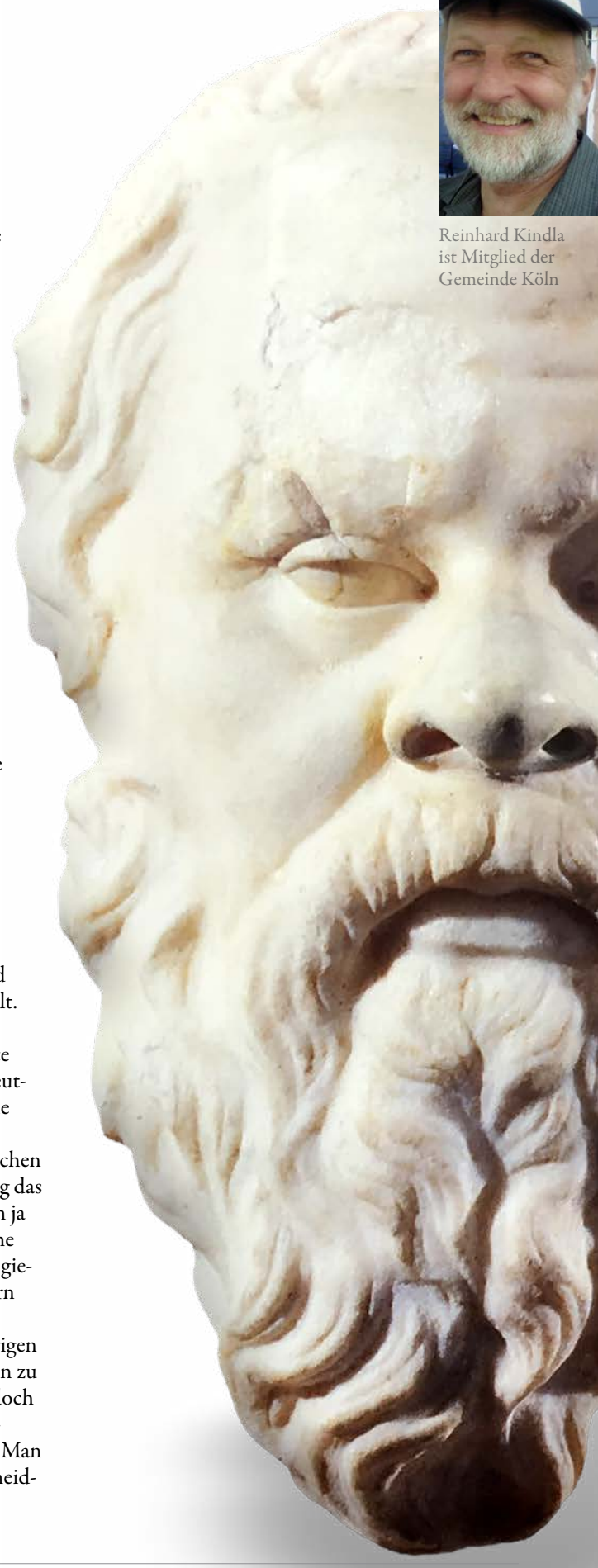
Ich denke, wenn wir auf diese Weise miteinander, als Gemeinschaft der Kirche, auf die Suche gehen, vermeiden wir es, manches allzu rasch über Bord zu werfen, und gelingt es uns, trotzdem mit beiden Beinen in der Welt von heute stehend das Evangelium, die frohe Botschaft Jesu Christi zu verkünden. ■

„Ich weiß, dass ich nicht weiß“ —*Sokrates, 399 v. Chr.*

Über Fehlbarkeit, Corona, Wissenschaft und Denkfallen

VON REINHARD KINDLA

Reinhard Kindla ist Mitglied der Gemeinde Köln



Gab es schon alt-katholiken vor Christi Geburt? Kleine Scherzfrage, natürlich. Aber was ist denn das Gegenteil von: „Ich bin unfehlbar!“? Genau: Wenn jemand von sich sagt: „Ich weiß, dass ich nicht weiß.“ Denn damit wird ja ein Anspruch auf Unfehlbarkeit klar verneint – wie von der Alt-Katholischen Kirche. Also war schon Sokrates zumindest so ein bisschen alt-katholisch, nicht wahr? (Übrigens ist obiges Zitat genau so korrekt und nicht mit „s“: „…*nichts* weiß.“ Eine solche Behauptung wäre ja ein Widerspruch in sich.) Sokrates wollte mit diesem Satz verdeutlichen, dass sein Wissen begrenzt sei und er deswegen auch nicht Wissen vortäuschen wolle.

Wie schwer es doch ist, diese Begrenztheit des eigenen Wissens anzunehmen! Wenn ich gelegentlich gerade in dieser aufgewühlten Zeit der Corona-Pandemie in Kommentarbereiche schaue, treffe ich häufig auf Kommentare, die so abgefasst sind, als ob sich die Verfasserinnen für die einzigen Expertinnen zu diesem Thema auf der ganzen Welt hielten. (Da ich ein Mann bin, verwende ich ganz bewusst nur die weibliche Form von Substantiven und sage ganz keck: „Die männliche Form kann man sich ja leicht dazu denken“.) Und getragen von der eigenen Selbstherrlichkeit ist der Weg zum Beleidigen und Anpöbeln und Hassen und Gewalt eben nicht mehr weit.

Etwas nicht zu wissen und das auch noch vor sich selbst und besonders vor anderen einzugestehen, ist kein befriedigender Zustand. Erfindet man nicht viel lieber im Nachhinein passend gemachte „Begründungen“? Interessant ist in diesem Zusammenhang eine von den Psychologen Dunning und Kruger beobachtete Verzerrung der geistigen Fähigkeiten, in dem Sinn, dass die eigene überschätzt, die von Fachleuten aber unterschätzt wird, nicht nur bei Fußballmeisterschaften, wo viele Millionen „Bundestrainerinnen“ über ihre „Kollegin“ im Stadion herziehen. Menschen mit Fachwissen sehen jedoch umgekehrt eher die Beschränktheit ihres eigenen Wissens, so wie Sokrates.

Fehlbare Wissenschaft

Ich erinnere mich gut an manche Politiker (hier nur männlich!) und so manche andere „Superschlaue“, die bei der Diskussion über geeignete Maßnahmen während der Corona-Pandemie entnervt forderten, dass „die“ Wissenschaftler sich ja endlich mal in einem „Konklave so lange zusammen setzen“ und sich auf ein „gemeinsames Ergebnis einigen“ mögen, bis „weißer Rauch“ aufsteigt. Dreierlei fällt auf: 1. Ausgerechnet die Art der Zusammenkunft und das Ergebnissignal der Wahl eines Papstes mit Unfehlbarkeitsanspruch und absoluter Vollmacht wird gewählt. 2. Es werden einfache Antworten auf komplizierte Sachverhalte gewünscht. 3. Hier wird recht deutlich demonstriert, dass man keine Ahnung vom Erkenntnisweg in Wissenschaften hat. Mit der gleichen Logik könnte man ja am Wahltag das Wahlvolk auffordern, dass es sich ja „endlich mal auf eine gemeinsame Partei einigen möge“, was die Regierungsbildung ja enorm erleichtern würde…

Keine Ahnung vom schwierigen Erkenntnisweg in Wissenschaften zu haben, ist nicht das Problem, jedoch von Unfehlbarkeit (von Wissenschaft – und selbst) zu träumen. Man schimpft über vermeintlich vermeidbare Fehler bei der Arbeit.

Wie funktioniert denn nun Wissenschaft, lassen sich Fehler durch besseres Arbeiten denn vermeiden? Leichte Fragen – schwere Antworten. Den Kopf darüber zerbrechen sich Wissenschaftstheoretikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen seit grauer Vorzeit.

Es gibt eine Wissenschaft, die tatsächlich „unfehlbare“ Aussagen produziert: Mathematik. Was fehlbar ist, wird im nächsten Moment aus der Mathematik „herausbewiesen“. Auf die „Königin der Wissenschaften“ waren die Mathematikerinnen „stolz wie Bolle“ bis, ja bis der große Knall kam: Kurt Gödel (1906 – 1978) bewies, dass es innerhalb eines jeden Systems aus Grundannahmen und Folgerungsregeln immer wahre Aussagen gibt, welche jedoch innerhalb dieses Systems nicht beweisbar sind; das System ist also in diesem Sinne unvollständig, und zwar grundsätzlich! Wenn also selbst die „Königin“ nicht unfehlbar ist, kann man dann den Rest erst recht vergessen? Nein, wer sich der eigenen Fehlbarkeit bewusst ist, kann sich sehr wohl der Wahrheit annähern mit Irrtümern, Sackgassen, neuen Hypothesen – und erreicht sie nie ganz. Vielleicht doch, aber man weiß es leider nicht.

Schauen Sie doch mal auf die Corona-Diskussion der vergangenen Monate: Masken? R-Faktor? Bettenzahl? 800 m²? Grenzöffnungen? Homeschooling beenden? Dunkelziffer? .... Da es nicht *die* Wahrheit gibt, kann es nur schrittweise Annäherungen geben.

Versuch einer Annäherung an Wahrheit

Vergessen wir nie, dass es so trügerisch einfach ist, für fast alle Hypothesen eine große Zahl von Bestätigungen zu finden! Ich sage: „trügerisch einfach“. Die Suche nach Bestätigungen führt nämlich viel zu oft auf eine falsche Fährte. Doch es gibt einen Ausweg: Wir suchen alles zusammen, was unsere Vermutungen zerstören könnte, psychisch nicht so einfach, aber sehr effektiv! Und wenn wir dann nichts finden, dann – nein, dann haben wir noch nicht die Gewissheit von Wahrheit, aber wir könnten nah dran sein.

Bild: Jacques Louis David, „Der Tod des Sokrates“

Bei dieser Suche dürfen sich Argumente nur auf die Sache beziehen und nie auf die Person, die ein Argument äußert (wie leider in letzter Zeit mehrfach in Leserbriefen in dieser Zeitschrift zu lesen). Wer die Argumentationsebene verlässt und eine Person attackiert, setzt sich die Blechkrone der Unfehlbarkeit auf. Ein Argument ist zutreffend oder nicht, und zwar völlig unabhängig von der Person. So darf *Fridays for Future* sehr berechtigt fordern: „Hört auf die Wissenschaft!“, ohne als „Schulschwänzer“ abqualifiziert zu werden.

Der Wert eines Arguments kann auch nicht dadurch gesteigert werden, dass auf akademische Titel verwiesen wird, es sei denn, dieser Titel bezieht sich auf Arbeiten in genau diesem Fach. In der aktuellen Corona-Diskussion ist leider immer mal wieder zu beobachten, dass sich „Fach-“Leute zu Wort melden, die sich zwar hervorragend mit Bakterien oder Epidemien oder Grippeviren oder gar mit etwas völlig Sachfremden gut auskennen, aber mitreden wollen, wenn es um Eigenschaften eines neuen Virus geht, ohne je damit gearbeitet zu haben. Wissenschaftliches Arbeiten beruht ganz wesentlich auf Veröffentlichen und Diskutieren, weltweit, auf Irren und Verbessern.

Jedoch ein weiteres Mal: Aufpassen! Es ist auch bei Akademikerinnen (und die maskuline Form immer schön mitdenken) nicht alles Gold, was glänzt, wie zweifelhafte Doktortitel von Politikerinnen oder passend gemachte Daten bei wissenschaftlichen Studien in der Vergangenheit mehrfach gezeigt haben. Eine Hypothese wird auch nicht dadurch wahr, dass bisher noch keine Widerlegung gefunden wurde: Wer eine Behauptung aufstellt, ist beweispflichtig und nicht diejenige, die zweifelt.

Wer das Argument einer Gegnerin vereinfacht oder verzerrt, um es danach leichter widerlegen zu können, wie im Politikbetrieb weitgehend üblich, begeht eher einen Angriff auf Personen, als dass er Erkenntnis sucht, macht einen Schritt Richtung Unfehlbarkeitsanspruch. Nur ein Beispiel: „Weniger Fleisch, weniger Mobilität, weniger Produktion!“ unterstellte Christian Lindner auf dem Dreikönigstreffen 2019 den *Grünen* als Programm und befürchtete „Unterwerfung“. Das hatte niemand so gefordert. Man brauche „Innovation statt Umerziehung“, so Lindner auf *Twitter*.

Eine Expertise von Fachleuten zur Mobilität kann der Verkehrsminister nur dann mit den Worten „gegen jeden Menschenverstand gerichtet“ vom Tisch wischen, wenn er selber sich auf dem Thron der Unfehlbarkeit wähnt.

Es gibt noch weitere Regeln, die helfen sollen, Irrwege auf dem Weg zu Erkenntnissen zu vermeiden. Hier ist meine Zusammenfassung: Gott hat dir Verstand gegeben, also benutze ihn auch! ■

(Un-)Fehlbarkeit und Klerikalismus

...bei anderen und auch bei uns (!)

VON RAIMUND HEIDRICH

Klerikalismus? klar, den gibt es, aber doch nicht bei uns Alt-Katholiken. Wir sind doch bischöflich-synodal strukturiert. Das sind wir tatsächlich. Aber schauen wir genauer hin, bei uns und bei anderen.

Die Strukturfrage ist bei unseren römisch-katholischen Geschwistern eindeutig geregelt: autoritär-hierarchisch. Das wird gerade jetzt im lang geplanten „synodalen Weg" klar. Die Planungen mit ihren kirchenrechtlich komplizierten Schritten laufen dann doch wieder auf eines heraus: Hierarchie. Schon die Erwartungen sind deutlich gedämpft. Alles muss „weltkirchlich" bedacht sein, steht also unter dem Vorbehalt Roms. Aber auch wenn der „synodale Weg" in manchen Fragen tatsächlich Reformschritte beschließen sollte, was wir als Alt-Katholiken ja nur begrüßen würden, sind diese letztlich nicht verbindlich.

Denn jeder einzelne (!) Bischof bestimmt allein, ob und wie er die Beschlüsse aufgreift oder eben auch nicht. Respekt und Sympathie dagegen für die römisch-katholischen Reformkräfte, denen wir ja inhaltlich so nahestehen, die aber hier wieder einmal an ihre Grenzen stoßen (müssen). Das ist das typisch römisch-katholische Dilemma! Der Amtsklerikalismus hat immer das letzte Wort, manchmal noch barock-selbstgefällig in Szene gesetzt.

Da kommen die evangelischen Glaubensgeschwister mit ihrer liberal-demokratischen Struktur besser weg. Aber auch ihnen wird eine typische Form des Klerikalismus nachgesagt: die theologisch-akademische, professorale Arroganz. Vielleicht ist diese Behauptung aber auch nur eine Form des Neides?

Klerikalismus in säkularer Form kennen wir allerdings in fast allen Gemeinschaften und Organisationen, populär gesagt „die eingebaute Vorfahrt" der Amtsträger, sei es in der Politik, Wirtschaft, in der Gesellschaft bis hin zum kleinen Verein. Selbst bei demokratischen Strukturen können sich autoritäre Menschen durchsetzen und andere blockieren. Macht, Angst und Eitelkeit sind dann mit im Spiel, auch in einer unterschwellig-versteckten Form von übersteigerter Selbstliebe.

Dabei sollte man aber auch das passende, ergänzende Gegenstück zum autoritären Stil im Auge behalten. Warum haben autoritäre, „unfehlbare" Amtsträger manchmal ein so leichtes Spiel? Es liegt eben auch an den jeweiligen Gemeindemitgliedern, die das mit großer Selbstverständlichkeit zulassen: „Es war ja schon immer so." Es kann durchaus verlockend sein, sich vor Mitverantwortung, Mitarbeit, aber auch vor nötiger Kritik und nötigem Widerspruch zu drücken und die Amtsträger einfach gewähren zu lassen. Man erspart sich viel Ärger und bekommt eventuell sogar etwas von dem Amtsbonus mit. Bequemlichkeit spielt da natürlich auch eine Rolle.

Die Struktur – und die konkreten Menschen

Wir sollten als Alt-Katholiken uns also selbstkritisch an die eigene Nase packen. Strukturell sind wir mit unserer bischöflich-synodalen Struktur schon gut aufgestellt, aber wir sollten den Unterschied zwischen Struktur einerseits und konkreter Person andererseits bedenken. Es gibt durchaus autoritär gesinnte Verantwortliche trotz demokratischer Struktur und auch andersherum. Viel bleibt zu tun. Es sollte weniger um „Vollmacht" gehen als um „Dienst", aber nicht um bloß propagierten, sondern um tatsächlich solidarisch gelebten.

Und wenn es doch zu Streit kommt, was allzu menschlich ist? Schon jetzt wird dem alt-katholischen Klerus Supervision und Mediation angeboten. Das sollte auf alle Kirchenmitglieder ausgedehnt werden. Nicht selten ist den betreffenden Amtsträgern ihr autoritäres Verhalten gar nicht bewusst. Vielleicht ist ein kluges und deutliches Gespräch mit einem Dritten (Mediator) schon hilfreich und der Anfang einer Wende. Gegenseitiges Verständnis, ein sich Entschuldigen und Vergeben sollte unter uns Christen möglich sein.

Was ist zu tun? Nicht stehen bleiben! Wir haben es als kleines Kirchenboot vielleicht leichter als die großkirchlichen Tanker. Autoritäre Hierarchie, Klerikalismus und fehlbare „Unfehlbarkeit" sind sehr oft mit Patriarchalismus und Frauenfeindlichkeit verbunden. Ein gesunder, christlicher Feminismus kann da als Therapie helfen, aber nicht als bloße Dekoration einer Männerkirche, sondern als gemeinsamer Umbau und Weiterentwicklung unserer Kirche. Es ist gewinnbringend und richtungsweisend, auf die prophetischen Visionen von Frauen zu hören, gerade auch aus unseren Reihen:

> *Ich wünsche mir, dass wir uns als Kirche wieder mehr mit den Idealen des Anfangs beschäftigen. Mit der Zeit, in der es noch keine kirchlichen Ämter gab und die Fähigkeiten oder „Charismen" der Frauen und Männer entscheidend waren für ihre Mitarbeit...*
> Brigitte Glaab, *Christen heute* 2020/05, S. 9

> *Ein Anliegen ist, die unglückliche Sprachregelung „Geistliche" und „Laien" aufzugeben und jede Pfarr-Herrlichkeit zugunsten eines deutlicheren „Wir" zu überwinden. Das Herzensanliegen als Priesterin und Theologin ist aber für mich, die einfache Reich-Gottes-Botschaft Jesu wieder mehr ins Zentrum der Verkündigung und des gemeinsamen Feierns und Tuns zu stellen...*
> Oranna Naudascher-Wagner, *Christen heute*, 2020/05, S. 10

Errare humanum est

VON THOMAS SPRUNG

Einer der ersten Sätze, die wir im Lateinunterricht gelernt haben, war *Errare humanum est* – Irren ist menschlich. Und diesen Satz haben wir als Heranwachsende dann auch oft und gerne genutzt, ja geradezu strapaziert. Denn Fehler machen wir laufend.

Der Ursprung der Redewendung findet sich bereits beim römischen Philosophen Seneca vor rund 2000 Jahren (ca. 62–64 n. Chr.) in seinen *Epistulae morales* (VI,57,12). Später griff ihn auch der Theologe und Kirchenvater Sophronius Eusebius Hieronymus auf, der von 347 bis 420 lebte. Hieronymus' Hauptverdienst lag übrigens in der Einführung der lateinischen Sprache in die Kirche, was zu einer Vereinheitlichung führte. So übersetzte er die griechische Fassung des Alten Testaments, die sogenannte *Septuaginta*, ins Latein *(Vulgata)*. Ebenso übertrug er das in Altlatein vorliegende Neue Testament *(Itala)* in eine sprachlich aktuellere Version. Seine Fassungen blieben über viele Jahrhunderte unverändert im kirchlichen Gebrauch.

Das Irren führt zum Falschen, zu dem, was sich nachträglich als nachteilig erweist, was dann als Fehler erkannt werden kann. Diese Erkenntnis kommt aus sich selbst heraus oder wird von anderen mitgeteilt. Das Wort Fehler zeigt stets an, dass etwas nicht so gelaufen ist, wie es hätte laufen sollen. Wir kennen das Fehl als Mangel an etwas, den Rechtschreibfehler, der aus Flüchtigkeit entstanden ist, den Fehltritt als moralische Grenzübertretung, die Verfehlung als leichten Verstoß gegen Konventionen, aber auch das gerichtliche Fehlurteil.

Unser deutsches Wort Fehler oder fehlen leitet sich vom lateinischen *fallere* (betrügen) ab. Im Altfranzösischen wird es dann zum *falir/fallir* mit den Bedeutungen fehlschlagen und sich irren. Erhalten hat sich als stehender Ausdruck in der französischen Sprache das *il faut – es ist nötig* oder *man muss*. Vom *fallir* leitet sich dann auch das Fremdwort der Fallibilität, der Fehlbarkeit, ab. Bemerkenswert ist auch die Umschreibung des Fehlers im Schwedischen als *felbar*, *ofullkomlig*, aber auch *skyldig*.

Alle Menschen machen Fehler. Das ist menschlich. Denn die Vollkommenheit ist, wie der mittelalterliche Theologe und Philosoph Thomas von Aquin (1225-1274) postuliert hat, eine Eigenschaft Gottes (STh I, q.4). Die korrespondierende Fehlerhaftigkeit ist eine Folge der Fehlerhaftigkeit der Schöpfung. Denn Endliches kann nicht unendlich gut sein. Das menschliche Fehlen liegt einfach im freien Willen, den Gott uns gegeben hat, begründet.

Von Fehlern und Irrtümern berichtet auch die Bibel an vielen Stellen. Und das beginnt schon unmittelbar am Anfang mit dem Sündenfall. Ebenfalls im ersten Buch des Kanons wird der altersblinde Isaak getäuscht und segnet den zweitgeborenen Zwilling Jakob (Gen 27,1-40). Der Verrat des Judas (Mk 14,10-11.43-45) und das dreimalige Verleugnen seiner Jüngerschaft durch Petrus (14,66-72) am Hoffeuer führen uns die Fehlbarkeit der Apostel vor Augen. Aus dem Johannes-Evangelium kennen wir die zentrale Stelle, die sich mit Schuld und dem Umgang damit befasst: Die Erzählung von der Ehebrecherin (Joh 8,3-11). Den Richtenden, die sich voll und ganz im Rahmen des gültigen Rechts bewegen, führt er ihre eigene Schuld vor Augen. Und die angeklagte Sünderin spricht er frei: „Auch ich verurteile dich nicht." Dies verknüpft er aber mit einer Auflage: „Geh und sündige von jetzt an nicht mehr!" Die Frau soll ihr Leben ändern und sich in Gottes Ordnung stellen.

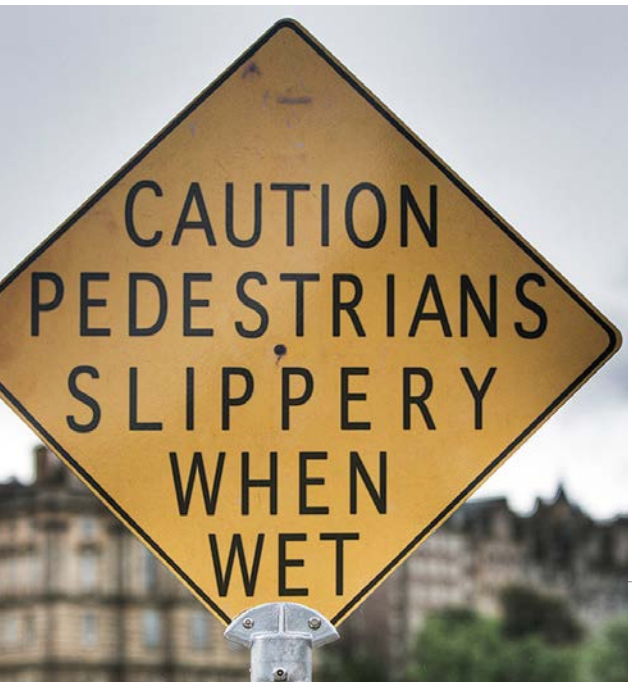
Aus Fehlern lernen

Und darum geht es. Um die Einsicht in den Fehler, um die Eigenwahrnehmung als fehlerhaftes Geschöpf. Dass wir immer und überall von Fehlerhaftem umgeben sind. Dass das die Normalität, etwas zutiefst Menschliches, darstellt. Und Menschlichkeit ist doch etwas Gutes. Darum sollten wir uns unseren Fehlern mit angemessener Gelassenheit stellen und diese reflektieren, damit wir sie nicht wiederholen müssen. Das ist Lernen. Das ist immens wichtig, weil wir uns nur so verbessern und weiter entwickeln können.

Daher sollten wir Menschen Fehler machen dürfen, ja sollen Fehler machen. Jesus äußert gegenüber seinen Jüngern ganz konkrete Forderungen, wie sie im Rahmen der Nächstenliebe mit dem Versagen anderer umgehen sollen: Der Mitmensch soll unter vier Augen ermahnt und in die Gemeinschaft zurückgeführt werden (Mt 18,15), und es soll ihm unendlich oft („siebenundsiebzig Mal") verziehen werden (Mt 18,20-21)! So wollen wir besonnen mit den Fehlern Anderer (die uns ja immer so gerne auffallen) umgehen. Indem wir uns unsere eigene Unvollständigkeit bewusst machen, bewahren wir unsere eigene Bodenhaftung und können dem Anderen, der genauso fehlerbehaftet ist, mit Vorsicht, Achtsamkeit und Umsicht begegnen. Denn auch der beste Organist kann sich einmal verspielen. Trotzdem bleibt er weiter der Beste!

Das *Errare humanum est* besitzt übrigens noch einen Nebensatz: *sed in errore perseverare diabolicum* – „aber im Irrtum zu verharren ist teuflisch". Seneca hatte also bereits die Notwendigkeit zur Änderung infolge der gewonnenen Erkenntnis konkret vor Augen. ■

Thomas Sprung ist Mitglied der Gemeinde Koblenz



Wir sind fehlbar in unserem Selbst-Bezug

Vom Ringen um einen angemessenen Selbstwert

VON LARS-ULLA KRAJEWSKI

Ein guter bekannter sagte einmal zu mir: „Den wenigsten gelingt eine realistische Selbsteinschätzung: Die einen überschätzen, die anderen unterschätzen sich selber meist erheblich." Darauf fragte ich mich selber, warum Gott uns Menschen nicht einen sechsten oder siebten Sinn für eine realistische Selbsteinschätzung gegeben hat?! Aber leider führt auch meine Lebenserfahrung zu keinem anderen Ergebnis.

Dabei ist der Mensch meiner Meinung nach doch so ein richtiges Beziehungs-Tier! Alle unterhalten eine Beziehung zu sich selber, und diese Beziehung ist grundlegend für die anderen Beziehungen, die noch folgen. Des Weiteren haben alle Menschen, außer die beinharten Narzissten, eine Beziehung zu ihren Mitmenschen, seien es Familienmitglieder, Freunde oder Bekannte. Der Kreis erweitert sich erneut: Es gibt größere Gruppen, denen wir angehören, zum Beispiel unsere Stadt oder unser Land oder die Glaubensgemeinschaft.

Als nächstes möchte ich die Erde, unseren Planeten, mit der Natur als Beziehungspartner vorstellen. Nicht allen Personen ist diese Beziehung bewusst, aber in heutiger Zeit hat sie eine enorme, auch praktische Bedeutung. Es gibt schließlich eine Beziehung zum großen Ganzen: Das können Werte oder Ideale sein, oder wir können unsere Beziehung zur Welt und allem, was ist, auch unseren Gottes-Bezug nennen.

Und überall Konflikte und nochmals Konflikte! Schon die Menschen im Alten Testament (AT) haben darüber nachgegrübelt, warum ich als Mensch, um zu überleben, ständig fremdes Leben töten muss, und warum das allen Tieren ebenso geht. Darum träumen beispielsweise manche alte Propheten von Zeiten, in denen die Löwen Gras fressen werden und das Kind mit Giftschlangen spielt, ohne gefährdet zu sein.

Ich finde die Richtschnur Albert Schweitzers sehr weise und lebensbejahend: „Ich bin Leben, das Leben will, inmitten von Leben, das leben will." Aber das ist gar nicht leicht umzusetzen, denn unser heutiger Lebensstil zerstört unsere natürlichen irdischen Ressourcen und beutet unsere Handelspartner in den weniger wohlhabenden Ländern in teilweise erschreckender Weise aus. Auch im Alltag stoßen wir ständig auf Konflikte, entweder weil (mehr oder weniger knappe) Güter verteilt werden müssen oder weil Machtkämpfe ausgefochten werden ohne Rücksicht auf Verluste bzw. eigentlich geltende Regeln des Zusammenlebens.

Lars-Ulla Krajewski gehört seit einem Jahr zum Freundeskreis der Gemeinde Köln

Ich finde es sehr spannend, wie diese grundlegenden Fragen schon im AT großen Raum einnehmen: Ständig steht dort, dass Gott gerecht sei, jedoch lese ich meistens hinter diesen Aussagen mehr ein Fragezeichen als ein Ausrufezeichen. Für mich schallt der Ruf, ja der Schrei nach Gerechtigkeit und einem auskömmlichen Leben für alle durch das gesamte Alte Testament, und das finde ich sehr sympathisch, weil der Ausgleich zwischen den berechtigten oder eingebildeten Bedürfnissen der einzelnen Menschen schon immer problematisch war.

Hiob und Jeremia

Hier kommen wir zum Selbstwert, der sich auch in unserer Selbsteinschätzung äußert. Ich möchte zwei Protagonisten des Alten Testaments vorstellen, die exemplarisch stehen für einen gesunden bzw. zu geringen Selbstwert.

Foto: Feline DaCat, „Mirror", Flickr

Beide mussten erbitterte Kämpfe austragen mit Menschen, die ihnen ihre Würde oder gar ihr Recht auf Leben streitig machen wollten: Hiob sowie Jeremia.

Beide waren tiefreligiöse Menschen, die sich selber als „Freunde Gottes“ begriffen. Jedoch war der Glaube an Gott für Hiob eine Stütze, die ihn selbst durch die lange existenzielle Krise seines Lebens trug, wo er nicht nur völlig verarmt, sondern auch von allen Menschen verlassen war. Lediglich sogenannte „Freunde“, die ihm kleinkariert und wenig einfühlsam Schuldgefühle einreden wollten, suchten noch seine Nähe. Abgesehen davon rang er mit dem Tode und mit Gott, seinem lebenslangen Freund. Ergreifend, wie Hiob sogar den Tag seiner Geburt verflucht (Kapitel 10) und nur noch Dunkelheit sieht (Kap. 23), und ihm trotz allem das grundlegende Vertrauen in Gott und in sich selbst als unschuldig Leidenden nie ganz verloren geht (Kap. 19 und 27)!

Ganz anders Jeremia, der übrigens aus einem Priestergeschlecht stammt, also die Religion quasi schon mit der Muttermilch eingesogen hat: Wenn er den Tag seiner Geburt verflucht, dann spricht daraus Selbsthass, eine Leidenschaft, die er gegen sich selbst wenden muss. Auch Gott liebt er mit aller Leidenschaft, jedoch fühlt er sich von Gott derart überwältigt, dass er ihm sogar vorwirft, ihn seelisch verführt, betrogen und vergewaltigt zu haben (Kap. 20). Sein Vertrauen in Gott kann umschlagen in Schrecken und Schuldgefühle.

Auch sein Verhältnis zu den Mitmenschen ist wegen seines mangelnden Selbstvertrauens fast immer zum Scheitern verurteilt: Er ist menschenscheu, sehr verletzend in seiner Kritik und absolut hart in seinem Urteil. Andererseits kann er nicht nur fluchen wie kein anderer, sondern auch segnen und Hoffnung aussprechen (Kap. 27, 30-33). Er schont sich selbst nicht für seine heilige Mission: den Mächtigen seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten und um das Überleben seiner Volkes trotz der kriegerischen Nachbarn zu kämpfen. Darin ähnelt sein Leben der Passionsgeschichte Jesu Christi.

Es gäbe noch so viel mehr zu sagen, z. B. zu Selbstüberschätzung und einem übersteigerten Selbstwertgefühl, aber leider reicht der Platz nicht. Darum heißt mein Fazit: Wir bräuchten mehr Menschen wie Hiob und Jeremia heute, wir, die wir gesellschaftlich und ökologisch langsam dem Abgrund entgegentaumeln, und zwar nur deshalb, weil wir unbequeme Wahrheiten stetig ignorieren: Leben heißt nämlich nicht möglichst viel Konsum, sondern lebendige Beziehungen zu verwirklichen zu uns selbst, zu allem Leben um uns herum und zum Schöpfer. Unsere Lebensaufgabe ist es, nach Balance zu streben zwischen unseren Bedürfnissen und denen der Menschen um uns herum. Diese Mühen werden reichlich belohnt mit einem Gefühl von Sinn und innerer Fülle. Wohl dem Menschen, der dabei ein so unerschütterliches Selbst- und Gottvertrauen hat wie Hiob! ■

Hintergrundfoto: Kevin Dooley, „Reflection“, Flicker

Fehlbar

VON JUTTA RESPONDEK

Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn

Manchmal fehlt es mir an Geduld
mit meinen Mitmenschen
und mit mir.

Manchmal fehlt es mir
an Gelassenheit,
Unabänderliches hinzunehmen.

Manchmal fehlt es mir an Toleranz
gegenüber Ungewohntem
und Andersartigem.

Manchmal fehlt es mir an Freiheit,
aus mir herauszugehen
und von meinen
Gewohnheiten abzuweichen.

Manchmal fehlt es mir an Verständnis
für die Eigenarten
und Verhaltensweisen Anderer.

Manchmal fehlt es mir an Ehrlichkeit,
meine Fehler und Schwächen
unbeschönigt einzugestehen.

Manchmal fehlt es mir
an Optimismus und Zuversicht
angesichts der alltäglichen
Schreckensnachrichten
aus aller Welt.

Manchmal fehlt es mir
an Mut und innerer Stärke,
mich für meine Überzeugungen
einzusetzen.

Manchmal fehlt es mir
an Selbstlosigkeit,
meine eigenen Interessen
zurückzustellen.

Manchmal fehlt es mir
an Weitherzigkeit,
auch den unbequemen Nächsten
anzunehmen.

Manchmal fehlt es mir an Einsicht,
dass ich im Unrecht bin
und meine Meinung nicht gilt.

Manchmal fehlt es mir an
Kraft und Durchhaltevermögen,
gegen meine Ängste und
Wankelmütigkeit anzukämpfen.

Niemals fehlt es mir
an Sehnsucht nach Segen
und Frieden und Heil,
und auch nicht an
dankbarem Wissen,
mit meinen Fehlern
und Mängeln eingebunden
und aufgehoben zu sein
in der Liebe,
die alles ergänzt
und umschließt. ■

Mit Fehl und Tadel

Bild: Lluís Ribes Mateu, „Saint Peter c. 1600-1607. Oil on canvas. 68,5 x 53 cm. National Gallery, Athens. II.9027. On view.", Flickr

Die Demut des Simon Petrus

VON JUTTA RESPONDEK

Ich weiss, dass ich schwach und fehlbar bin. Mehr als einmal hat der Rabbi mir die Augen dafür geöffnet. Und ich weiß, dass ich trotzdem geliebt und angenommen bin. Auch das durfte ich erfahren.

Manche dieser lehrreichen Erfahrungen werde ich nie vergessen. Ich erinnere mich, wie er mich bei meiner Rettung aus dem See als „kleingläubig" tadelte, als mich im schweren Sturm die Angst packte und ich in den Wellen unterzugehen begann. Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Das beschämte mich, hatte ich mich doch für mutiger und glaubensstärker gehalten als die anderen und mich als einziger kühn hinausgewagt in die Fluten.

Und wie sehr beschämte und schmerzte mich seine dreimalige Frage: „Liebst du mich?", als er mir die wichtige Aufgabe gab, Verantwortung zu übernehmen für die Menschen und seine Botschaft. Dreimal hatte ich ihn nach seiner Verhaftung verleugnet, feige und voller Angst um die eigene Haut. Was war ich nur für ein Freund und Jünger?! Wie oft hatte ich großspurig dahergeredet und meinem Rabbi ewige Treue geschworen! Hatte sogar das Schwert gezogen, um ihn zu verteidigen, und dafür seinen Verweis eingesteckt. Und dann erinnerte er mich bei seinem Auftrag an diesen schmählichen Verrat und forderte die dreimalige Beteuerung meiner Liebe. Er wusste es doch! So wie ich wusste, dass auch er mich liebte und schätzte – auch dann, wenn er mich zurechtwies.

Eine Sache ist mir besonders schmerzlich in Erinnerung, sie hat mir lange und immer wieder zu schaffen gemacht und mich an mir selbst zweifeln lassen. Ich war damals wie vor den Kopf gestoßen. Der Rabbi hatte mir eine Abfuhr erteilt wie nie zuvor. Niemand hätte mich je so treffen können wie er, dem ich doch so treu ergeben war und den ich mit ganzer Hingabe liebte. Noch am Abend war ich verstört und traurig und hielt mich abseits der anderen, allein mit meinem Schmerz.

Satan! Als Satan hatte er mich bezeichnet und von sich gewiesen. Satan, der größte Widersacher! Wie konnte er mich Satan nennen! War ich nicht sein bester Freund? Einer seiner ersten Freunde? Und nun: Satan! Geh mir aus den Augen!

Dabei hatte der Tag so gut angefangen. Wie so oft waren wir miteinander unterwegs, wanderten gemeinsam von Dorf zu Dorf, diesmal in der Gegend von Cäsarea Philippi. Überall liefen die Menschen zusammen, wie immer, wenn sich herumsprach, dass wir kämen. Sie brachten ihre Kinder, die Alten und Kranken, die Gebrechlichen. Der Rabbi legte ihnen die Hände auf, segnete, tröstete, heilte, Große und Kleine, Alte und Junge, Arme und Reiche. Er redete vom Gottesreich, von der barmherzigen Liebe und Güte des himmlischen Vaters, von Versöhnung und Frieden und Heil. Er sprach in Gleichnissen und Bildern, die die Leute verstanden, mit schlichten und eindringlichen Worten. Die Menschen hingen an seinen Lippen, lauschten seiner Botschaft, beeindruckt und ergriffen, sie umringten ihn, folgten ihm, suchten ihn zu berühren und zum Bleiben zu bewegen. Wir hatten alle Hände voll zu tun, uns immer wieder loszureißen und weiter zu ziehen.

„Für wen halten mich die Leute?", fragte er uns, als wir eine Rast einlegten. Wir blickten uns an, begannen durcheinander zu reden. Für Johannes den Täufer. Für Elia. Für einen der anderen Propheten... Wir zählten auf, was uns zu Ohren gekommen war, was die Leute so redeten und sich erzählten über ihn, den Rabbi.

„Und ihr?" Er blickte uns an, der Reihe nach. „Für wen haltet ihr mich?"

Wir zögerten. Sahen von einem zum anderen. Blickten nachdenklich in die Ferne. Was darauf antworten? Wie in Worte fassen, was wir in ihm sahen? Was der Rabbi für uns bedeutete...? Schweigen breitete sich aus. Bis es aus mir herausplatzte. Die tiefe Erkenntnis, wie ein Geistesblitz. Das, was wir vielleicht alle ahnten, aber

niemand zu denken oder gar zu sagen wagte: „Du bist der Messias!“ In den Mienen der anderen sah ich, dass sie mir zustimmten. Ja, unser geliebter und verehrter Rabbi musste der Messias sein. Der Ersehnte, der Erwartete, von Alters her Prophezeite, der das Friedensreich errichten und sein Volk befreien würde.

Ich schien ins Schwarze getroffen zu haben. Der Rabbi verbot uns, darüber zu reden. Er stritt es nicht ab. Er stimmte nicht zu. Aber er gebot uns zu schweigen.

Das hatte ich ja noch verstehen können. Er wollte noch nicht damit herausrücken. Die Zeit war noch nicht gekommen. Wenn es soweit wäre, würde er sich schon zu erkennen geben. Davon war ich überzeugt. Seine Zeit als Wanderprediger diente der Vorbereitung. Und dann würde er seine Macht zeigen, seine wirkliche Macht und Größe, mit der er seine Gegner unterwerfen und die Knechtschaft seines Volkes beenden würde. Und wir würden ihn dabei unterstützen, mit ganzer Hingabe und ganzer Kraft!

Doch er begann uns zu belehren und Unbegreifliches zu reden. Er sprach vom Menschensohn, der leiden müsse. Der von den Führern des Volkes verworfen werde. Der getötet werde. Und der nach drei Tagen auferstehen werde. Wir waren verwirrt. Sahen uns verständnislos an. Was sollte das? Was meinte er? Sprach er von sich selbst? Wie passte das zum verheißenen Messias, der er doch war? Oder etwa doch nicht…?

Ich konnte nicht an mich halten, nahm ihn beiseite und machte ihm Vorwürfe. „Wie kannst du so reden und uns ängstigen und verwirren? So lange schon folgen wir dir und unterstützen dich. Unsere ganze Hoffnung haben wir auf dich gesetzt. Du weißt doch, dass wir alles für dich tun. Wir werden uns gemeinsam gegen die Ältesten und die Hohenpriester und Schriftgelehrten zur Wehr setzen. Wir werden verhindern, dass sie dir etwas antun. Du selbst kannst es verhindern. Du bist weiser und mächtiger als alle Pharisäer und Schriftgelehrten zusammen! Sie können und dürfen dir nichts anhaben. Das Volk hofft auf dich! Viel zu lange schon warten die Menschen auf ihre Erlösung und Rettung. Du darfst sie nicht enttäuschen. Wir werden…“

Da fuhr er mich an und wies mich zurecht. Vor den Augen der Anderen, die betreten zu Boden sahen und schwiegen. „Weg mit dir, Satan! Geh mir aus den Augen. Denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.“

Ich konnte es nicht fassen und war wie am Boden zerstört. Was hatte ich nur falsch gemacht? Ich wollte doch nur… ja, was eigentlich? Dass er sich als der Messias erwies, für den ich ihn hielt…? Dass er meiner und unserer Vorstellung vom Messias entsprach…? Warum Satan…? Satan, der Feind, der Widersacher, der in Versuchung führt… Sah der Rabbi eine Versuchung in mir und meinen Vorwürfen…? Die Versuchung, von seinem Weg abzuweichen…?

Den ganzen Tag dachte ich darüber nach, und die anderen vermutlich ebenso. Später kam mein Bruder Andreas zu mir und legte mit tröstend den Arm um die Schultern. „Wir müssen wohl umdenken“, meinte er. „Komm jetzt, und hör dir an, was der Rabbi spricht. Er redet schon wieder vom Leiden. Und vom Dienen. Vielleicht werden wir irgendwann verstehen, was er wirklich meint. Manchmal denke ich, wir haben noch nichts begriffen…“

Mit dem Begreifen war es nicht so einfach. Doch die Jahre mit dem Rabbi, die Lehren, die er uns erteilte, einschließlich der schmerzlichen Erfahrung der Zurückweisung meiner Irrtümer und Versuchungen und der gleichzeitigen Annahme meiner Person, haben mich demütig gemacht. Sie haben mir gezeigt, dass ich ein Mensch mit Fehlern und Schwächen bin, nicht besser oder schlechter als andere, und trotzdem gebraucht und geliebt. Dass der Rabbi auf mich baut und mich so nimmt wie ich bin: Mit meinem ungestümen Wesen, meinem wankelmütigen Sinn und meinem liebenden Herzen. Ich darf ihm dienen, für seine Botschaft eintreten und sein Werk fortführen, so gut ich kann. Ich darf das vermitteln, was ich begriffen habe und gemeinsam mit anderen Boten und Zeugen versuchen, den von ihm aufgezeigten Weg in seinem Sinne weiterzugehen. Ich tue es bescheiden und ohne Überheblichkeit. Denn dazu gibt es wahrlich keinen Grund. ■

Nach Mk 8, 27-33 / Mt 16, 13-23

Bild: José de Ribera, „La negación de San Pedro“, um 1616

Als Kuriositäten verkannte Genies

Oder: Man kann nie wissen!
Zum 80. Geburtstag eines Sperlings

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Diesen Monat beliebe ich mein erlauchtes Publikum mit der Geschichte vom britischen Wunderspatz Clarence zu unterhalten. Clarence gab es wirklich. Das namenlose Spatzenjunge, geboren 1. Juli 1940, würde diesen Monat 80. Geburtstag feiern. Seine Geschichte ist kurios.

Er fiel einer Hobby-Vogelkundlerin namens Clare Kipps abends vor die Füße und wurde von ihr aufgezogen. Sie taufte ihn Clarence, und da Clarence gelehrig war und Kipps eine lustige Witwe, die sich wahrscheinlich abends langweilte, brachte sie ihm allerlei Kunststückchen bei.

Es war mitten in der Zeit des Zweiten Weltkrieges, und Clarence lauschte offenbar geduldig und interessiert mit der Witwe den im Rundfunk übertragenen Hitlerreden, bei denen jener sich gemäß seiner Natur furchtbar aufregte und in den typischen schnarrenden Tonfall und zeternde Wutausbrüche verfiel. Clarence gab alsbald seinen Senf dazu, indem er Hitler antwortete bzw. ihn nachahmte.

Seine Besitzerin machte sein Talent zu einer schreiend komischen Legende. Da sie und ganz England die Schnauze voll von Hitler-Deutschland hatten, gab sie Clarences Hitler-Imitation in den Bunkern zum Besten, die sie als Angehörige des Zivilschutzes während der Bombenangriffe dienstlich aufsuchte.

Clarence stellte sich auf eine umgestülpte Blechbüchse, hielt seinen durch den Geburts-Absturz aus dem Nest etwas beschädigten Flügel anscheinend wie zum Hitlergruß gereckt und begann leise zwitschernd. Dann steigerte er sich mehr und mehr zu einem höllischen Tschilpen und Gezeter, fiel schließlich augenscheinlich erschöpft von der Dose und mimte eine Ohnmacht.

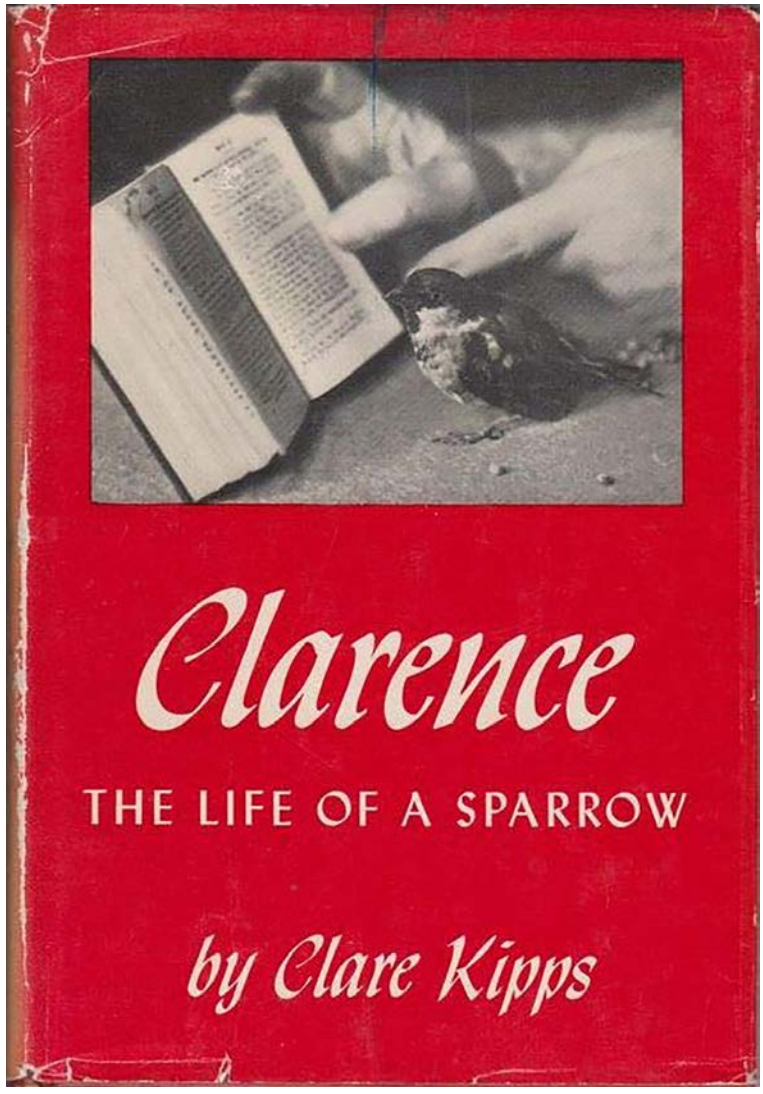
Nicht nur lachten die in den Bunkern Schutzsuchenden Tränen über diese Aufführung. Witwe Kipps spielte mit ihm auch die beliebte Luftschutzkellernummer: Sie rief „Fliegeralarm!“, formte mit den Händen einen Bunker und Clarence flüchtete hinein und kam erst wieder heraus, wenn sie „Entwarnung!“ gab.

Clarence wurde Symbol für die Widerstandskraft Englands. Er lebte zwölf Jahre und starb am 23. März 1952. Heute hätte man seine Lachnummern bei *YouTube* eingestellt, aber die Witwe hatte damals kein eigenes Kamerateam, was dafür noch nötig gewesen wäre. Dafür zierte er Postkarten vom Roten Kreuz. Clare Kipps hat allerdings ein Buch geschrieben, das auf Deutsch den Titel trägt: „Clarence, der Wunderspatz“.

Sie berichtete, dass Clarence im Bett an ihrer Wange schlief, und, wenn ihm im Luftschutzkeller die Zeit langweilig wurde, er sich mit einer Patiencekarte vergnügte, die er zehn, zwölf Mal im Schnabel drehte, sein selbsterdachter Trick. Leider sei er gegen 1941 all des Trubels überdrüssig geworden.

Kipps hatte aber auch viel mit ihm in Stille gelebt, so dass sie seinen Charakter ausgiebig studieren konnte. Er war eifersüchtig, liebte seine Retterin über alles. Als einmal eine Freundin in ihrem Bett übernachten wollte, lief er auf dem Kissen auf und ab, schalt und schimpfte, attackierte den Eindringling, bis die Freundin schließlich ihren Platz aufgab.

Er konnte auch singen und wurde von Kipps am Klavier begleitet. Einige Ornithologen (Vogelkundler) beschäftigten sich mit dem Phänomen „Spatz Clarence“ als einer Kuriosität. Also, wenn jemand nochmal Spatzenhirn zu mir sagen sollte, werde ich mich hüten, als Antwort mit „Erbsenhirn“ zu kontern. Womöglich ist die Erbse, zumeist missbraucht im Biounterricht zur Erklärung der Mendelschen Vererbungslehre, ein bisher ebenso verkanntes Genie. Man kann ja nie wissen… ■



Größer

Du hast Geduld mit uns Gott
mit unseren Irrtümern
mit unserer Unvollkommenheit
mit unserer beschränkten Einsicht
und unserer bruchstückhaften Erkenntnis
mit unserem Eigensinn
auf unserem Recht zu beharren
mit unserer Anmaßung
unsere Überzeugung für die einzig wahre zu halten
mit unserer Weigerung
andere als die eigenen Schlüsse zuzulassen
mit unserem Irrglauben
Dich erfassen
und wahre Aussagen über Dich machen zu können

Hintergrundfoto: Kenton, „hearts", Flickr

VON JUTTA RESPONDEK

r als unser Herz

Du der ganz Andere
liebst uns wie wir sind
mit unserer menschlichen Unvollkommenheit
mit unseren vielfältigen Erkenntnissen
und unseren großen und kleinen Irrtümern
mit unserem Suchen und Fragen
das oft nur um sich selber kreist
und den tastenden Schritten
mit denen wir uns Dir nähern
Du liebst uns mit offenen Armen und weitem Herzen
und lässt Deinen Geistatem wehen
durch Fenster und Türen und Kirchenmauern
um unsere Herzen und Sinne zu öffnen
für die viel größere Liebe
die Du bist

kurz & bündig

Bottrop

Eucharistiefeier am Pfingstfest

Bei strahlendem Sonnenschein feierte die alt-katholische Pfarrgemeinde Bottrop am Pfingstsonntag die Eucharistie draußen auf der Rasenfläche zwischen Kreuzkampkapelle und Polizei/Finanzamt – unter Einhaltung von Abstands- und Hygieneregeln, wobei dann gesungen werden kann und kein Mund- und Nasenschutz getragen werden muss.

Wenn das Wetter es zulässt, werden die Sonn- und Feiertagsgottesdienste, die seit dem Wiederbeginn am 10. Mai draußen stattfinden, weiterhin draußen gefeiert. Dienstags findet um 19 Uhr statt der sonst üblichen Lichtvesper ein meditatives Abendgebet in der Kreuzkampkapelle statt – ohne Gesang und mit Mund- und Nasenschutz. ■

aus unserer Kirche

Erstmals eine Generalvikarin

Anja Goller folgt auf Jürgen Wenge

VON BISCHOF DR. MATTHIAS RING

Zum 1. September 2020 scheidet Pfarrer Jürgen Wenge (Köln) auf eigenen Wunsch aus dem Amt des Generalvikars aus. Mit Zustimmung der Synodalvertretung ernenne ich die Priesterin Anja Goller (Bonn) zu seiner Nachfolgerin. In Verbindung damit wechselt Anja Goller mit einer halben Stelle in den hauptamtlichen Dienst.

Anja Goller (42) ist verheiratet und Mutter von drei Kindern. Sie hat in Köln Pädagogik (Dipl. Päd.) und in Bonn alt-katholische Theologie *(Magister of Arts)* studiert. In dieser Zeit gehörte sie mehrere Jahre dem Vorstand des *Bundes alt-katholischer Jugend (baj)* an. 2008 wurde sie während ihres Vikariats in Frankfurt zur Priesterin geweiht. Von 2011 bis Ende Juni 2020 war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn tätig. 2012 wurde sie zur Dozentin für Katechetik am Bischöflichen Seminar ernannt. Gleichzeitig hat sie als Priesterin in der Bonner Gemeinde mitgearbeitet.

Von Jürgen Wenge wird Anja Goller den Vorsitz des Bischöflichen Friedhofsausschusses übernehmen. Ebenso wird Frau Goller für die Internationale Alt-Katholische Bischofskonferenz die sogenannte Kommunikationsstelle übernehmen. Dabei geht es um die Pflege der Homepage, die Erstellung des Newsletters und die Aufbereitung von Nachrichten aus den anderen Kirchen.

Pfarrer Wenge bleibt weiterhin für das Pfarrverwaltungsprogramm *KirA* zuständig und wurde von der Synodalvertretung zum Beauftragten für das kirchliche Meldewesen ernannt.

In der Neustrukturierung des Generalvikariats sieht die Synodalvertretung einen wichtigen Beitrag, um den Bereich der Personal- und Organisationsentwicklung in unserem Bistum zu stärken.

Ich möchte bereits heute und an dieser Stelle Jürgen Wenge für die nun zehnjährige vertrauensvolle Zusammenarbeit und sein überaus hohes Engagement danken! Gleichzeitig hoffe ich, dass diese Danksagung – trotz Corona – im Herbst in einem gebührenden Rahmen, bei einer offiziellen Amtsübergabe, erfolgen kann. Anja Goller danke ich für die Bereitschaft, sich auf dieses neue Amt einzulassen und wünsche ihr schon heute dafür Gottes Segen! ■

Gottesdienst für alle – analog und digital

Alt-katholische Gemeinde öffnet die Türen der Katharinenkirche auch im Internet

VON ROBERT MEYER

Foto von Matthias von Wuthenau

Die Zeit der Corona-bedingten Kirchenschließung ist für die alt-katholische Gemeinde Stuttgart mit dem 17. Mai vorbei. Beim gemeinsamen Gottesdienst wurden natürlich die vom Land vorgeschriebenen Hygienevorschriften eingehalten. So wurde unter anderem die Anzahl der Gottesdienstbesucher limitiert, keine Gesangbücher verteilt und auf Gesang verzichtet. Am Sonntag fanden 20 Gemeindemitglieder den Weg in die Katharinenkirche. Allerdings feierten dann doch wesentlich mehr als die zugelassenen Gottesdienstbesucher die Liturgie mit, denn weit mehr als die doppelte Zahl folgte am PC oder Smartphone dem Gottesdienst. Die Gemeinde geht konsequent den Weg des Gottesdienstes im Internet weiter, den sie eingeschlagen hat, als Gottesdienste vor Ort vorsorglich verboten waren. Die Beiträge kamen dabei sowohl aus der Kirche in Stuttgart, so die persönliche Rede von Stephan Däfler mit der Überschrift „Die ansprechende Ansprache", wie aus den Wohnzimmern der Gemeindemitglieder, die online dabei waren. Gesang, Musik, Fürbitten und Bilder wurden aus dem gesamten Gemeindegebiet, das von Aalen bis Tübingen reicht, übertragen.

„In den virtuellen Gottesdiensten der letzten Wochen, insbesondere an Ostern, hatten wir sehr hohe Teilnahmen. Wir können 40 bis 60 Prozent mehr Gottesdienstbesuche feststellen. Das hat mich positiv überrascht und hinsichtlich der Gottesdienst-Form umgestimmt", berichtet Christopher Sturm, der Ende des letzten Jahres von der Gemeinde in Stuttgart zum Pfarrer gewählt wurde. „Diese Gottesdienste sind sehr lebhaft und werden auch interaktiv gestaltet", so Pfarrer Sturm. Er beschreibt, wie die verteilten Aufgaben wie Lesungen, Gesang und Musikbeiträge, aber auch spontane Fürbitten, den Gottesdienst lebendig und vielfältig bereichern.

Auch an diesem Sonntag konnten nicht alle Gemeindemitglieder vor Ort am Gottesdienst teilnehmen, obwohl die Kirche wieder geöffnet war. Zum einen war die Teilnehmerzahl limitiert, zum anderen gehören viele Gemeindemitglieder auch zu den Risikogruppen, so dass diese den öffentlichen Raum meiden. „Diesen Gemeindemitgliedern ermöglichen wir es jetzt dennoch, in ihrer Katharinenkirche dem Gottesdienst beizuwohnen". Ein technik-affines Team der Arbeitsgruppe „Kirche 4.0" hat getüftelt und mit mehreren Tablets und Kameras eine Live-Übertragung in beide Richtungen ermöglicht. Die Gemeindemitglieder vor Ort können ihre Schwestern und Brüder im virtuellen Raum sehen und diese bringen sich über ihre Beiträge aktiv in den Gottesdienst ein. In einer Ecke in der Kirche steht ein Tablet, das vor und nach dem Gottesdienst zu einem kleinen Plausch mit den Online-Teilnehmenden einlädt. Zukünftig sollen die virtuellen Besuche über einen größeren Bildschirm oder Beamer noch präsenter im Kirchenraum vertreten sein.

Gemeinde kommt zusammen – trotz Corona

Trotz Corona kam die alt-katholische Gemeinde regelmäßig zusammen, im Netz und nun auch in der Kirche. „Das Bedürfnis nach gemeinsamen Gottesdiensten ist sehr groß. Getreu dem aktuellen Motto der Alt-Katholischen Kirche ‚ich nehme mir Zeit für meine Kirche' – auch digital", so Pfarrer Sturm, „und wir wissen nicht, wann wir wieder eine normale Situation vorfinden werden. Daher hat die Gemeinde entschieden, erstmal beides zu kombinieren".

Das neue Angebot kommt zweifellos auch den weiter weg wohnenden Gemeindemitgliedern, die eher selten den Weg nach Stuttgart finden, entgegen. Denn das Einzugsgebiet umfasst neben Stuttgart, Böblingen/Sindelfingen, Esslingen und Ludwigsburg auch das Umfeld von Tübingen bis zur Ost-Alb. Für viele Gemeindemitglieder eine willkommene Möglichkeit, sich mal wieder zu sehen, wenn auch nur virtuell. Ebenso wächst die Nachfrage nach den neu eingerichteten Social-Media-Kanälen *Facebook* und *Instagram*, welche nun regelmäßig von der Arbeitsgruppe „Kirche 4.0" mit Informationen, Impulsen und Leben gefüllt werden. „So schaffen wir es, neue Interessierte für unseren Glauben und auch das Gemeindeleben zu gewinnen", bestätigt Pfarrer Sturm. ■

Weihrauch statt Autoabgase

Unsere Garagen-Kapelle in Hausmoning im Berchtesgadener Land

VON GEORG SPINDLER

Von aussen sind nur zwei Garagentore zu sehen. Dahinter aber versteckt sich eine Kapelle. Wenn die Tore geöffnet werden, fallen dem Besucher gleich ein paar Ikonen auf, die im Goldglanz schimmern, dazu ein Evangelienbuch, ein Weihrauchgefäß, Kerzen auf Leuchtern, einige Bierbänke und eine Menge Bilder von Jerusalem an den Wänden, in denen wir die jüngsten Eindrücke unserer Reise nach Palästina und Israel verarbeiteten.

Normalerweise wird unser alt-katholischer Gottesdienst im Bereich der zu Rosenheim gehörenden „Nebenstelle" Berchtesgadener Land in der Kapelle des Kreiskrankenhauses in Bad Reichenhall gefeiert, aber durch die derzeitigen Beschränkungen, bedingt durch das Corona-Virus, ist seit Anfang März kein Zutritt zur Kapelle mehr möglich. Wir mussten uns also etwas einfallen lassen! Also kamen meine Frau Barbara und ich auf die Idee, unsere Garage, die Gott sei Dank sehr geräumig und durch den Sichtdachstuhl sehr hoch ist und auch

durch die Rundbogenfenster immer schon einen fast sakralen Charakter hatte, zu einem Gottesdienstraum umzufunktionieren.

Voriges Jahr hatten wir das schon einmal gemacht, als unser Gartengottesdienst im Sommer buchstäblich ins Wasser fiel. Die Autos sind allerdings die Leidtragenden, denn sie müssen bis auf weiteres draußen bleiben. Ohne diese Maßnahme wäre aber auf lange Zeit kein Gottesdienst möglich gewesen, und die kleine Gemeinde hätte auch keinen Ort mehr gehabt, um sich treffen zu können. Nun wird jeden zweiten Sonntag um 10.30 Uhr hier Gottesdienst gefeiert, so lange, bis die Kapelle in Bad Reichenhall wieder zur Verfügung steht, wann immer das auch sein mag.

Auch wenn unsere „Garagenkapelle" sogar größer ist als die Krankenhauskapelle in Bad Reichenhall, wird doch auf die Einhaltung der vorgeschriebenen Maßnahmen geachtet, und wenn das Wetter schön ist, wird im Garten unter einer großen Trauerweide gefeiert. Das anschließende Beisammensein findet meistens in unserem Innenhof statt.

Bei uns in Hausmoning trifft sich immer eine bunte Gemeinschaft. Zum Gottesdienst kommen neben den Gemeindemitgliedern aus Bad Reichenhall nicht selten auch Nachbarn und Freunde aus der Umgebung, denn Konfessionsgrenzen existieren für uns nicht. Es feiern Alt-Katholiken mit evangelischen und römisch-katholischen Christen; Konfessionslose und sogar Ungetaufte beten und singen gemeinsam. Meistens feiern wir einen Predigtgottesdienst bzw. eine Wortgottesfeier, hin und wieder auch ein Morgen- oder Abendlob oder die Feier des Antidoron bzw. der Artoklasia. Das ist eine Form der Agape-Feier, die an das erste Mahl des Auferstandenen mit seinen Jüngern am See Genesareth erinnert.

Für alle, die nicht kommen können, verschicken wir regelmäßig unser „Hoffnungszeichen" mit der Sonntagspredigt und mit einigen weiteren spirituellen Anregungen.

Eindrucksvoll war der Pfingstgottesdienst, den wir im Garten feierten: Das Wetter war ideal, die Bäche rauschten, die Vögel sangen, und während des Gottesdienstes unter der Trauerweide besuchte uns, passend zum Fest, sogar eine Taube, das Symbol des Heiligen Geistes. ■

Diakoninnen und Diakone stellen sich vor

In unserem Bistum gehören sie vielerorts doch noch immer zu einer unbekannten Art: Diakoninnen und Diakone. Um das zu ändern, werden sie sich Ihnen in einer losen Folge nach und nach vorstellen. Mit Herbert Swoboda beginnt einer der dienstältesten Diakone im Bistum.

VON HERBERT SWOBODA

Mal ehrlich, wer kennt sie noch, die Evangelische Sozialakademie in Friedewald? Wer weiß denn noch, wo Friedewald liegt? Nun – bevor Handy oder Navi bemüht werden müssen: Friedewald liegt im Norden des Westerwaldes, etwa 30 km südlich von Siegen in Westfalen entfernt. In Friedewald traf sich der Konvent der Diakone viele Jahre mit Bischof Joachim Vobbe und später dann mit Bischof Matthias Ring und vielen Brüdern, die jetzt im Priesteramt sind.

Warum ich so weit in der Zeit zurückgreife? Weil es etwas Neues war, das wir als Diakone uns geschaffen haben, und ich war mittendrin. Ich war wieder angekommen, war wieder zu Hause – zum zweiten Male.

Zum ersten Male zu Hause, sprich geweiht, war ich im November 1982 im Bistum Hildesheim. Meiner ersten Frau Ursula, sie ist leider im Jahr 1991 verstorben, war das nicht so recht. Sie befürchtete wohl, ich würde die Familie vernachlässigen. Ob sie recht behalten hat?

Nun – während eines Kuraufenthaltes lernten wir uns kennen: Elfie und ich. Sie, eine Frauenrechtlerin, erfahren in Sitzstreiks und im Demonstrieren gegen vorzugsweise Atomwaffen, er im „Prozessionieren" – eine explosive Mischung. Unsere mit in die Ehe gebrachten Kinder waren mit uns einverstanden.

Was gibt es noch von Interesse? Mein Brot hab' ich bei Steuerberatern verdient, ein Knochenjob. Jetzt bin ich Rentner, wie schön.

Ich bin froh, dass mein jetziger Wohnort, in dem ich gelandet bin, zur Kirchengemeinde Koblenz gehört. Hier kann ich und darf ich meinen Dienst als Diakon leben. Kranke Gemeindemitglieder zu Hause und im Krankenhaus besuchen und ihnen die Hl. Kommunion bringen. Dem Priester assistieren bei der Messfeier. Und, was doch selten sich ergibt, das gelegentliche Vorstehen bei einer Wortgottesfeier, wenn kein Priester zugegen sein kann.

Zum Schluss hab' ich ein kleines Gedicht von *Augustin Wibbelt* gefunden, natürlich rein zufällig, das ich Ihnen/Dir, geneigte Leserin, geneigter Leser, nicht vorenthalten will:

Das Leben ist kein Spiel.
Du darfst es nicht verspielen.
Das Leben hat ein Ziel.
Und dahin musst Du zielen.
Doch ist es gut,
mit frohem Mut,
auch zwischendurch zu spielen. ■

Herbert Swoboda ist Diakon in der Gemeinde Koblenz

Neueste Informationen zur Jahresplanung aus dem baf-Vorstand

baf-Jahrestagung 2020 wird verschoben

VON BENEDIKTA KLEIN

Seit dem Jahr 1974 fand in jedem Jahr eine *baf*-Jahrestagung statt. Somit waren das von 1974 bis 2019 genau 45 Jahrestagungen in Folge.

Der Vorstand des *baf* (Bund alt-katholischer Frauen) hat in einer Online-Konferenz aufgrund der aktuellen Lage in der Coronapandemie beschlossen, dass auf die diesjährige Tagung (in Schmerlenbach) zum Wohle aller verzichtet werden soll.

Somit entfällt denn auch in diesem Jahr die Hauptversammlung des *baf* mit den anstehenden Wahlen. Alle bisherigen Vorstandsfrauen sind glücklicherweise bereit, bis zum nächsten Jahr weiter im Vorstand zu arbeiten und Verantwortung zu tragen. Mögliche neue Kandidatinnen für die Wahlen dann 2021 können sich in Ruhe herausbilden.

Somit wird die Jahrestagung auf den 21.-24. Oktober 2021 verschoben – und die Vorfreude damit verlängert. Das Jahresthema „Aufbruch wagen" soll aber schon in diesem Jahr angedacht und umgesetzt werden: „Wir

wagen Schritt für Schritt den Aufbruch. Wir lernen umzudenken, neue Lösungswege zu suchen, uns gegenseitig zu schützen und respektvoll und kreativ miteinander umzugehen. Das ist nicht neu bei uns *baf*-Frauen – aber in Corona-Zeiten bekommt es nochmal eine ganz neue Note und Dringlichkeit."

Alle, die schon auf einer *baf*-Jahrestagung waren, wissen, dass „Abstand halten" dort undenkbar ist: Die

Teilnehmerinnen lieben und genießen das gemeinsame Singen, Musizieren, Tanzen, Lachen und Weinen, die Gesprächsrunden und Neigungsgruppen, Morgenimpulse und den Gottesdienst, die fröhlichen Abendrunden. All das auf Abstand und mit Hygienevorschriften? Und auch was die Räumlichkeiten des Tagungshauses in Anwesenheit von 70 Frauen betrifft, so erscheint das Halten von Abstand illusorisch. Die *baf*-Jahrestagungen leben gerade von dieser lebendigen Nähe. Also bleibt nichts anderes übrig, als in diesem Jahr bedauernd und traurig darauf zu verzichten.

„Aufbruch wagen" ist auch das Thema der verschobenen Jubiläumstour zur Feier „100 Jahre Frauensonntag". Also müssen wir ganz grundsätzlich

- Aufbruch wagen und solch einen feststehenden Termin wie die *baf*-Jahrestagung verschieben
- Aufbruch wagen und neue Wege suchen, wie wir miteinander trotzdem in Verbindung bleiben können
- Aufbruch wagen und kreativ mit unseren Möglichkeiten umgehen.

Erste Ideen sind schon gesammelt und werden umgesetzt: Z. B. wird ein monatlicher "Wir bleiben in Verbindung"-Newsletter mit Impulsen regelmäßig verschickt werden. Wer ihn gerne abonnieren möchte, klicke einfach auf der baf-Homepage an: bafimnetz.de/newsletter.

Auch während der ursprünglich vorgesehenen Zeit der Jahrestagung wird der Vorstand nach Möglichkeiten suchen, die Mitglieder punktuell zu verbinden und in Kontakt zu kommen, z. B. über eine Andacht o. ä., über Zoom, über interaktive Möglichkeiten, den Newsletter, die Homepage bafimnetz.de oder *Facebook*. Man/frau darf gespannt sein.

Alle Freundinnen und Freunde von *baf* seien herzlich gegrüßt mit dem tiefen Wunsch, dass sie behütet und gesund bleiben mögen. Im Sinne des bei *baf* allseits beliebten Liedtextes hoffen wir auf ein frohes Wiedersehen: „Möge die Straße uns zusammenführen..., und bis wir uns wiedersehen, halte Gott Euch fest in ihrer Hand..."

Im Namen des baf-*Vorstands*
Benedikta Klein

Titelthema

Strukturen der Kirche begünstigen Missbrauch und sexualisierte Gewalt

VON BERNHARD SCHOLTEN

Zehn Jahre ist es her, dass Pater Klaus Mertes den Missbrauch an Kindern und Jugendlichen im Canisius-Kolleg der Jesuiten in Berlin öffentlich gemacht hat. Seitdem gibt es stetig neue Vorschläge, wie die Katholische Kirche den Missbrauch und die sexualisierte Gewalt an Kindern und Jugendlichen verhindern kann. Sexualisierte Gewalt, so wurde in den letzten zehn Jahren deutlich, wird immer dort möglich sein, wo Kinder und Jugendliche Erwachsenen ausgeliefert sind. Ervin Goffman hat in seiner Studie *Asyle* die Asymmetrie von Macht und Gewalt als ein Merkmal einer totalitären Institution herausgearbeitet. Spätestens seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als diese Studie in den USA (Deutsch: 1973) erschien, hätte es den Verantwortlichen klar sein müssen, dass (kirchliche) Internate die Strukturen schaffen, die diese Übergriffe ermöglichen und begünstigen.

Einige engagierte Menschen in der Römisch-Katholischen Kirche versuchen bisher vergeblich diese Strukturen offenzulegen, um sie zu beseitigen. In diesen Tagen hat der österreichische Schriftsteller Josef Haslinger mit seinem Buch „Mein Fall" eine literarische Analyse dieser Strukturen vorgelegt.

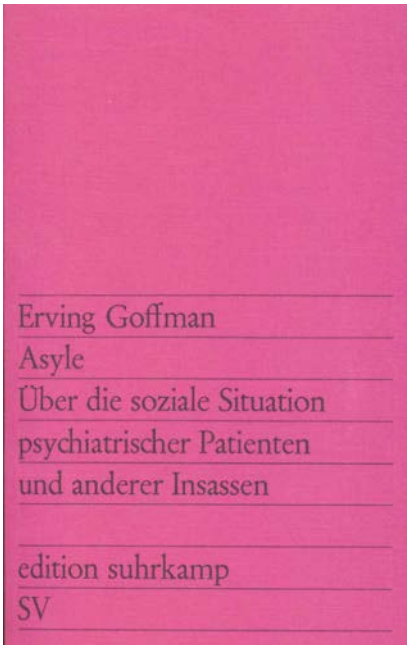
Haslinger, ein Bauerjunge, kommt mit zehn Jahren ins niederösterreichische Kloster Stift Zettl. Nach eigener Erinnerung tiefreligiös und mit dem Wunsch, Priester zu werden. Die Atmosphäre im Kloster ist rau, Gewalt als Strafe an der Tagesordnung. Und dann gibt es noch Pater Gottfried, dessen sexuellen Annäherungen der Internatsschüler nicht entkommen kann. Haslinger beschreibt den Missbrauch, aber auch die scheinbaren „Vorteile", Günstling des Präfekten zu sein, der ihn, der voller Heimweh ist, tröstet. Alles dies geschieht in den sechziger Jahren – und Pater Gottfried war nicht der Einzige.

Erst als Sechzigjähriger – die Patres, die ihn quälten, missbrauchten und trösteten, sind alle verstorben – wagt er es als erfolgreicher

Schriftsteller, seinen Fall öffentlich zu machen. Noch immer fragt er sich, ob er nicht auch Teil an diesem Missbrauch hatte. Die Internatsstrukturen sahen vor, dass die größeren auf die kleineren aufpassten und dabei ebenfalls Gewalt ausübten, wie sie es gelernt hatten.

Haslingers Bericht ist verstörend, sicherlich für mich besonders, der ich selbst von 1963-1968 mit dem Wunsch, Priester zu werden, auf einem Internat der Redemptoristen war und dem die Beschreibungen der Gewalt und der Übergriffe nicht unbekannt sind. Doch die Strukturen

von damals sind auch heute noch in der Römisch-Katholischen Kirche lebendig.



Eine männlich dominierte klerikale Kirche, deren Machtzentrum, der Vatikan, die Strukturen der von Goffman beschriebenen totalitären Institution widerspiegelt, kann eine solche Aufklärung nicht leisten, denke ich, als ich das erste Programm des 1. Alt-Katholiken-Kongresses 1871 in München studiere. In Artikel 4 dieser ersten alt-katholischen Programmatik fordern die Gründer der Alt-Katholischen Kirche, dass die Heranbildung des Klerus durch wissenschaftliche Tätigkeit geschehen muss; es dürfe keine Knabenschulen mehr geben, sondern die Priester müssen Teil der Gesellschaft bleiben. Der Klerus muss gegen die Willkür von oben geschützt werden, die Besetzung der Seelsorge muss von den Gemeinden kontrolliert werden. Letztlich wird die Auflösung der klerikalen Kirche gefordert. Eine Forderung, die in unserer Kirche schrittweise umgesetzt, die aber in unser römischen Schwesterkirche noch Utopie ist – und nach dem letzten Papstschreiben *Querida Amazonia* auch bleiben wird.

So wichtig präventive Programme gegen Missbrauch und sexualisierte Gewalt sind (die Synode unserer Kirche hat auch ein Programm beraten und verabschiedet), so unzulänglich bleiben diese, wenn die grundlegenden – in diesem Fall, die klerikalen – Strukturen, die begünstigend wirken, nicht konsequent aufgelöst werden. Haslingers „Mein Fall" belegt dies auf irritierende Weise. ■

Literatur

- Josef Haslinger, *Mein Fall,* S. Fischer-Verlag, 2020
- Ervin Goffman, *Asyle – Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen,* Frankfurt 1973

Sexuelle Gewalt durch alt-katholische Geistliche in der Anfangszeit der Alt-Katholischen Kirche

„Wenn ein alt-katholischer Geistlicher ein Verbrechen verübt hat"

VON THERESA HÜTHER

„[D]er Ultramontanismus schmuggelt [...] den betr[effenden] Geistlichen ganz leise in eine andere Provinz oder läßt ihn gar am Orte" und „will vertuschen, wo der Geistliche Verbrecher wurde". So schildert der Alb-Bote aus Waldshut am 27. April 1882 das übliche Vorgehen der römisch-katholischen Bistümer, wenn ihre Geistlichen Minderjährigen sexuelle Gewalt angetan hatten. Anders sei es jedoch in der Alt-Katholischen Kirche: „Wenn ein altkatholischer Geistlicher ein Verbrechen verübt hat, ist er aus der altkatholischen Seelsorge hinausgestoßen, er kann nicht in einer neuen Gemeinde eine arglose Herde verderben. Auch darin zeigt sich die sittliche Wiedergeburt im Altkatholizismus".

Der Anlass dieser Kritik am „jesuitischem Ultramontanismus" war jedoch keineswegs das Verbrechen eines römisch-katholischen Klerikers, sondern die Verhaftung des alt-katholischen Pfarrers von Stühlingen, Daniel Klein. Dieser war zunächst in Mannebach nahe Saarbrücken im Bistum Trier als römisch-katholischer Pfarrer tätig, bevor er ins alt-katholische Bistum übertrat. Dort wurde er am 7. April 1876 in Wiesbaden zum Pfarrer gewählt und zwei Tage später in sein Amt eingeführt.

Zunächst wurde seine Einführung dort gut aufgenommen, warb er in seiner ersten Predigt doch für eine Verständigung der Konfessionen. Doch bald kamen Klagen über seine Amtsführung – und darüber, dass der zum Zölibat verpflichtete Geistliche mit seiner Cousine das Bett teile. Dies ist vermutlich der Hintergrund dessen, dass Daniel Klein bereits eineinhalb Jahre später seinen Austritt aus der alt-katholischen Geistlichkeit und damit auch seinen Rücktritt als Pfarrer von Wiesbaden erklärte, da „er sich als altkatholischen Laien betrachte." Dadurch war es ihm auch möglich, eine Ehe einzugehen: Er heiratete Henriette Nussbaum aus Linz am Rhein.

Die Aufhebung der Zölibatsverpflichtung für die Geistlichen auf der 5. Synode an Pfingsten 1878 ermöglichte allerdings die Wiedereinstellung des nun verheirateten Daniel Klein. Er wurde am 3. Oktober 1878 zum Pfarrer der alt-katholischen Gemeinde Stühlingen gewählt. Dort wurde er am 21. April 1882 „wegen unzüchtiger Handlungen mit einem Kind unter 14 Jahren festgenommen". Bei dem Opfer handelte es sich um die 12-jährige Pflegetochter, die das Ehepaar Klein aufgenommen hatte.

Der Autor des Artikels im Alb-Boten benannte klar, dass Pfarrer Klein ein Verbrechen begangen hatte. Die Ursache sah er jedoch darin, dass solche Geistlichen „noch im römisch-jesuitischen System erzogen waren" und „sich unfähig [erwiesen], den neuen Menschen anzuziehen". Als Abhilfe empfiehlt der Autor: „Möge jeder Priester aus diesem neuen Unglück eine Kraft zum guten Vorsatz fassen, auf daß überall der hohe christliche Beruf vor Augen leuchte". Denn: „Das Gefühl der Befreiung vom Druck einer Jesuitendiktatur wird gar leicht zur Versuchung, ‚sich

Theresa Hüther ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am alt-katholischen Seminar der Universität Bonn

emanzipirt' aufzutragen, auffällig ehrwürdiger Sitte in Tracht und Umgangsregel den Rücken zu kehren. Nur im engsten Anschluß an die Gemeinde selbst wird die richtige Wegsteuer eingehalten. Der Hoffahrtssinn, als hätte man von der Kirchengemeinde nicht zu lernen, ihr nur zu gebieten, dieser muß als ultramontanes Ueberbleibsel in jeder Priesterseele selbst überwunden werden."

Der Autor kritisiert hier deutlich die Ausbildung der Geistlichen in der Römisch-Katholischen Kirche. Zugleich wünscht er sich eine andere Haltung der alt-katholischen Pfarrer gegenüber ihrer Gemeinde, sieht also ein bestimmtes Priesterbild als problematisch an.

Andere Strukturen der eigenen Kirche, die sexuelle Gewalt begünstigen können, reflektiert er jedoch nicht. So machte es beispielsweise die weite Entfernung vom Bischofssitz in Bonn mit den damaligen Verkehrsbedingungen für den Bischof sehr schwierig, in einem solchen Fall schnell einzugreifen. Offenbar wandten sich Kirchenvorstände deshalb eher an staatliche Behörden, um auffällige Pfarrer loszuwerden. Die Folgen für das betroffene Mädchen hat der Autor des Artikels überhaupt nicht im Blick, der Fokus liegt vielmehr auf dem Weiterbestehen der alt-katholischen Kirche im Randen-Gebiet.

Auch im Deutschen Merkur, der alt-katholischen Wochenzeitung, wurde über diesen Fall berichtet. Der Autor dieses Artikels versucht jedoch, Daniel Klein als unschuldiges Opfer einer römisch-katholischen Intrige gegen die Alt-Katholische Kirche darzustellen. Zudem diffamiert er die Mutter des Mädchens durch die sachlich unerhebliche Erwähnung, dass diese „mehrere uneheliche Kinder hat" – ein typischer Fall von *‚victim blaming'*, wenn hier die uneheliche Geburt des Opfers statt das Handeln des Pfarrers in den Vordergrund gerückt wird. Auch die Beschreibung der Pflegetochter als „ein zwölfjähriges, körperlich sehr entwickeltes, jedoch geistig verwahrlostes Mädchen" soll Pfarrer Klein entlasten.

Es ist jedoch eine typische Täterstrategie, Kinder mit wenig sozialem Rückhalt zu missbrauchen. Die bereits zuvor erhobenen Beschwerden gegen Pfarrer Klein wegen ‚Unsittlichkeit', seine Verhaftung und eine indirekte Anerkennung seiner Tat in einem Votum der Konferenz der Geistlichen in Baden legen jedoch sehr nahe, dass die Anklage berechtigt war. Zu einer Gerichtsverhandlung kam es jedoch nicht, da sich Daniel Klein vier Tage nach seiner Verhaftung das Leben nahm.

Die Ausführungen des Autors im Alb-Boten verweisen auch darauf, dass es sich beim Stühlinger Pfarrer nicht um einen Einzelfall handelte. Tatsächlich war bereits einige Jahre zuvor der alt-katholische Pfarrer im benachbarten Brenden, Johann(es) Mazanec (teils auch Mazarec geschrieben), von der 5. Synode 1878 abgesetzt worden. Der aus Österreich stammende Mazanec war nach einer kurzen Zeit in Offenburg im Mai 1875 zum Pfarrer von Brenden in der Nähe von Waldshut ernannt worden. Bereits im folgenden Jahr gab es die ersten Klagen gegen ihn, und am 9. Juni 1877 beschwerte sich der dortige Kirchenvorstand über das unsittliche Verhalten Mazanecs, der „jede Frau, die ins Pfarrhaus komme, zu unsittlichen Handlungen benutzen möchte."

Als sich im folgenden Frühjahr aufgrund dieser Vorwürfe sogar das badische Innenministerium an Bischof Reinkens wandte, wurde Mazanec schließlich gemäß den damaligen Regelungen in der Synodal- und Gemeinde-Ordnung von der Synode abgesetzt. Durch diesen Skandal verlor die alt-katholische Gemeinde Brenden etliche Mitglieder und stellte nicht mehr die Mehrheit aller katholischen Mitglieder des Ortes. Somit fiel Anfang 1879 auch die Pfarrpfründe an die römisch-katholische Seite zurück.

Bei zwei weiteren Fällen waren die Folgen für die Alt-Katholische Kirche weniger eindeutig, geriet hier doch auch die Römisch-Katholische Kirche in die Kritik, die die betreffenden Geistlichen wieder aufnahm. Nach dem Weggang von Pfarrer Klein war die Gemeinde Wiesbaden fast zwei Jahre vakant und auch geschrumpft, als dort im März 1879 der aus Württemberg stammende Priester Anton Munding als Pfarrer anfing. Im Februar 1882 wechselte er nach Kaiserslautern. Nun erfuhr Bischof Reinkens davon, dass gegen Munding als Geistlicher im Bistum Rottenburg mehrfach wegen „Unzucht" ermittelt worden war, darunter auch wegen sexueller Handlungen mit einem Kind unter 14 Jahren. Da Munding bei seiner Aufnahme in den alt-katholischen Klerus bei seiner „Priesterehre" geschworen hatte, dass er „nicht in Untersuchung gewesen, das einzig und allein die Liebe" zur Alt-Katholischen Kirche ihn zum Übertritt motiviere, wurde er im Mai 1882 aus dem Klerus der Alt-Katholischen Kirche entlassen. Er wurde wieder in den Dienst seines früheren römisch-katholischen Bistums aufgenommen, wo er jedoch zunächst eine Zeit der Buße in einem württembergischen Kloster abzuleisten hatte. Ob dadurch jedoch seine sexuellen Vergehen oder nicht vielmehr seine zwischenzeitliche alt-katholische Konfessionszugehörigkeit gebüßt werden sollte, muss offenbleiben.

Diese Wiederaufnahme eines mutmaßlichen Sexualstraftäters in den römisch-katholischen Kirchendienst wurde in der alt-katholischen Berichterstattung scharf kritisiert. Auch Anton Hochstein, der von November 1873 bis Herbst 1888 als alt-katholischer Pfarrer in Dortmund und von Ende 1888 bis März 1891 Pfarrer in Köln war, konnte in seiner Heimat im Sauerland wieder in die Römisch-Katholische Kirche zurückkehren. Er hatte bereits in Dortmund Frauen sexuell belästigt und dann als Kölner Pfarrer „einem Dienstmädchen einen unsittlichen Antrag gemacht", obwohl er bereits mit der Tochter einer angesehenen Kölner Familie verlobt war. Als dies bekannt wurde,

Oben: Pfr. Hochstein; unten: Pfr. Mazanec

wurde die Verlobung aufgelöst, und er musste aufgrund des Skandals auf seine Pfarrstelle verzichten.

Prof. Christian Oeyen schrieb im Hinblick auf Hochstein: „Immer wieder findet man in diesen ersten Zeiten auch die Klage, in der römisch-katholischen Kirche geschehen solche Sachen auch, aber entweder versetzen sie die Geistlichen oder alles wird mit dem Mäntelchen der Nächstenliebe irgendwie zugedeckt, so daß sie dadurch niemanden verlieren. Während in der alt-katholischen Kirche bei Skandalen nichts anderes übrig bleibt, als die Kandidaten zu entlassen."

Deutlich wird aus den aufgeführten Fällen, dass die Geistlichen immer aus dem Amt und aus dem Klerus entlassen wurden, wenn sie sexuelle Gewalt verübt hatten. Es gibt keine Hinweise darauf, dass es andere Missbrauchstäter gab, die weiterbeschäftigt wurden. Inwieweit frühere Hinweise auf das Verhalten der Pfarrer von der Bistumsleitung ernst genug genommen wurden, müssen weitergehende Untersuchungen zeigen.

Bei der Berichterstattung über diese Fälle werden eigene Strukturen dennoch nur in Ansätzen kritisch reflektiert. Stattdessen wurde die Schuld teilweise auf die ultramontane Prägung der Geistlichen geschoben, der römisch-katholische Umgang mit Missbrauchstätern scharf kritisiert und die eigene Haltung als konsequent gelobt. Teilweise wurde jedoch auch der Täter entschuldigt und das Opfer und sein Umfeld diskreditiert. Insbesondere die Frage, ob gerade die kaum vorhandene Dienstaufsicht die Fälle überhaupt erst öffentlich machte, wurde nicht reflektiert. Im Zentrum der Berichterstattung standen vor allem die eigene Alt-Katholische Kirche und die Zahl der Mitglieder; die von der Gewalt Betroffenen waren nicht im Blick. ■

Alternativ – jünger als gedacht – Start-up?

VON BRIGITTE GLAAB

Brigitte Glaab ist Priesterin im Ehrenamt in der Gemeinde Aschaffenburg und Frauenseelsorgerin des Bistums

Seit ich die alt-katholische Kirche kenne, erlebe ich das Mühen darum, diesen Namen zu erklären oder zu umschreiben. Es ist ja nicht nur so, dass die Menschen nicht wissen, was sich dahinter verbirgt. Leider denken viele zunächst an alt-modisch oder stock-konservativ.

Die Bezeichnung ‚alt(ernativ)-katholisch' fand ich schon immer sehr pfiffig, aber das Wort ‚alternativ' hat für mich durch die ‚Alternative für Deutschland' mittlerweile einen etwas zweifelhaften Beiklang. Manche Gemeinde nennt sich ‚reform-katholisch'. Das mag zutreffend sein, aber hier fehlt der Anklang an den offiziellen Namen, der bei ‚alternativ' zumindest noch gegeben ist. Eine Zeit lang warben wir mit dem Slogan „Alt-katholisch – jünger als Sie vielleicht denken". Auf der neu gestalteten Webseite schließlich ist sogar von einem „Start-up seit 150 Jahren" die Rede.

Negative Abgrenzung unerwünscht

Seit ich die Alt-Katholische Kirche näher kenne, erlebe ich auch das Mühen darum, sich nicht von dem her zu definieren, was uns von der Römisch-Katholischen Kirche unterscheidet. Wir sollten unser eigenes Profil mehr herausstellen, anstatt stets zu wiederholen, bei uns gebe es keinen Pflichtzölibat, bei uns würden Geschiedene, die wieder heiraten, nicht von den Sakramenten ausgeschlossen und bei uns würden auch Frauen ordiniert. Wir müssten endlich deutlich machen, welche Botschaft wir haben und was das Besondere an unserem Kirche-Sein ist. Es soll kein ökumenisches Porzellan zerschlagen werden. Also mit Kritik vor allem an der Römisch-Katholischen Kirche ist Zurückhaltung angesagt. Prinzipiell finde ich es auch besser, herauszustellen, was wir an unserer Kirche als positiv und überzeugend einschätzen. Gleichzeitig zu betonen, was bei den Anderen unserer Meinung nach falsch läuft, ist schlechter Stil.

Aber – und das verpönte ‚aber' verwende ich hier ganz bewusst – in den meisten Gesprächen, die ich bislang über ‚alt-katholisch' geführt habe, fragte mich mein Gegenüber „Und was ist bei euch dann anders als in der Katholischen Kirche?". Die Leute fragen, was uns unterscheidet von dem, was sie kennen! Selbstverständlich gebe ich dann die entsprechenden Antworten auch mit Hinweis auf die Exkommunikationen damals, die letztlich der Anlass für die Entstehung des Alt-Katholizismus waren.

Gott ist mit euch

Stellen die Menschen auch mal die Frage, wie wir versuchen, die christliche Botschaft in unserer Kirche zu leben? Wenn sie es tun, wie sehen dann unsere Antworten aus?

Vielleicht braucht es gar nicht viele Worte. Viel überzeugender ist es, Gemeinschaft zu erleben in unseren Gottesdiensten und bei anderen Treffen. Das kann aber noch nicht alles sein. Klaus Roos schreibt in seinem Buch *Damit Gemeinde lebt,* die wichtigste Aufgabe der christlichen Gemeinde sei, „Gott selbst wieder in ihrer Mitte zu entdecken und Gottes Gegenwart aufleuchten zu lassen". So wie beim Propheten Sacharja beschrieben, dass Menschen aus allen Nationen sich an einen Gläubigen dranhängen und mitgehen wollen, weil sie gehört haben: „Gott ist mit euch!" (frei nach Sach 8,23).

Schaffen wir es, Suchende so zu überzeugen und zu begeistern? Wir sind doch nicht nur als Kirche fehlbar, sondern auch als Gemeinde. Oft

genug sind wir weit entfernt von unseren christlichen Idealen. Aber wie war das nochmal mit Jesus? Wie ging er um mit ‚Sünderinnen und Sündern', mit denen also, die das Ziel verfehlten oder das Ideal nicht erreichten? Jesus gab den Menschen Würde und Ansehen. Er zeigte ihnen ihre Möglichkeiten auf, die sie selbst nicht sehen konnten, und darüber hinaus die Möglichkeiten, die Gott mit ihnen hat. Er sprach ihnen die Güte Gottes zu, die sie nach dem Empfinden ihrer Mitmenschen nicht verdient hatten. Es gab und gibt immer eine zweite Chance. Auch als Glaubensgemeinschaft dürfen wir neuen Mut fassen, wenn es mal nicht so gut lief. Wir haben immer die Chance umzudenken und neue Wege miteinander zu suchen.

Mitten im Leben

„Der wirkliche Gottesdienst findet ja gar nicht nur in den Kirchen statt, sondern im Leben, dort, wo wir gottgemäß verantwortungsvoll, liebevoll, solidarisch mit uns selbst und mit anderen umgehen", so Gotthard Fuchs. Damit wir es schaffen, als Einzelne gottgemäß zu leben und zu handeln, tut es uns allerdings gut, wenn wir uns mit Gleichgesinnten auf dem Weg wissen. Es hilft uns, wenn wir Erfahrungen austauschen und Projekte gemeinsam angehen. Deshalb ist uns auch so wichtig, als Gemeinschaft zusammen zu kommen. Das spüren wir während der derzeitigen Corona-Krise mehr als sonst. Gemeindeleben und persönlicher Alltag dürfen keine voneinander getrennten Welten sein. Das Ideal, das hier gilt, muss dort auch gelten.

Und wie ist das mit dem wirklichen Christ*in-Sein? Mir ist wichtig, dazu zu stehen und deutlich zu machen, dass ich mich aus guten Gründen für die Alt-Katholische Kirche entschieden habe. Noch wichtiger aber ist mir, dass ich Christin bin. Mit der Frage, was das für mich bedeutet, bin ich bis heute nicht fertig. Das ist ein Prozess. Meine Einstellung zu manchen Themen rund um Glaube und Kirche hat sich mit den Jahren verändert. Die ‚Kernfragen' sind mir wichtiger geworden.

Welche ‚Alte Kirche' meinen wir?

Ich bin mir dessen bewusst, dass wir auch in unsrer kleinen Kirche unterschiedliche Auffassungen davon haben, was die Kernfragen sind, was das Wesentliche ist an unserem Glauben. War sich die ‚Alte Kirche', auf die wir uns berufen, darüber einig? Judenchristliche Gemeinden lebten anders als heidenchristliche. Auf den Konzilien wurde heftig gestritten über den richtigen Glauben. Ob die Entscheidungen und die verkündeten Dogmen immer von Gottes Geist gelenkt wurden? Ob nicht auch eine Rolle spielte, wer mehr Macht hatte?

Gab es jemals die ‚eine Kirche'? Es lebten doch immer schon die verschiedenen Volksstämme nach der Christianisierung ihren Glauben auf unterschiedliche Weise je nach Mentalität und je nach der Glaubenspraxis, die sie vorher gepflegt hatten. Einheit durch Einheitlichkeit gab es vermutlich zu keiner Zeit des Christentums.

Die Ursprungsidee

In einer Vorlesung über die Kirche sagte der Pastoraltheologe Prof. Rolf Zerfaß vor über 30 Jahren, die Ursprungsidee des Christentums brauchte die Institutionalisierung, um auf Dauer zu überleben. Aber die Institution müsse ständig vom ursprünglichen Charisma her kritisiert werden. Kirche bewege sich immer schon zwischen Öffnen und Bewahren, zwischen Dynamik und Stabilität.

Mutige Menschen lehnten 1870 die umstrittenen Dogmen öffentlich ab, weil sie ihrer Auffassung nach dem Geist der Alten Kirche widersprachen. Sie wollten in gewisser Weise die Ursprungsidee bewahren. Wir wollen heute „nach vorne feiern" – so hatte es sich Bischof Matthias Ring vor einiger Zeit erträumt. Ich wünsche mir, dass wir dabei die Ursprungsidee des Christentums in den Blick nehmen. Die Geschichte der christlichen und auch der Alt-Katholischen Kirche im Hinterkopf, aber die Zukunft im Blick. Was wir in Zukunft bewegen wollen, soll inspiriert sein vom Geist des Anfangs. Ich wünsche mir, dass wir uns am Evangelium orientieren. Dass wir daran arbeiten, es aktuell zu deuten und in unser Heute zu übersetzen. Wenn ich es richtig verstanden habe, dann hat ‚Start-up' etwas mit Innovation zu tun. Können wir eine ‚alte' Idee heute neu (be-)leben? ■

Mukhayyam

Tage und Nächte in Palästina

VON GEORG SPINDLER

„Mukhayyam" heisst „Lager"; genau genommen bedeutet dieses arabische Wort „Zeltlager". Als 1948 der Staat Israel durch Beschluss der Vereinten Nationen gegründet wurde, kam es zu einer starken Bevölkerungsverschiebung durch Vertreibung und Flucht der einheimischen arabischen Einwohnerschaft. Viele, Muslime und Christen, flüchteten in arabische Nachbarländer, auch in benachbarte arabische Städte wie Bethlehem, das ja damals zu Jordanien gehörte. Die meisten dieser „Flüchtlinge im eigenen Land" hofften, bald wieder in ihre Heimatorte zurückkehren zu können. In und um Bethlehem entstanden drei solche Lager, die anfangs wirklich Zeltlager waren, aber im Lauf der Zeit mit Häusern bebaut wurden. Je mehr Zeit verstrich und je mehr die Hoffnung auf Rückkehr schwand, desto mehr Häuser wurden auf engstem Raum an- und übereinander gebaut.

Das größte dieser „Lager" heißt „Deheishe", und hier wohnt unser Freund Mohammed Fararja mit seiner Familie. Mit Mohammed sind wir seit vielen Jahren befreundet und waren auch schon öfter bei ihm zuhause. Er, seine Frau Shimaa und die beiden Kinder Elias und Rayan liegen uns sehr am Herzen.

Da Mohammeds Mutter bei seiner Geburt starb und sein Vater mit noch einem weiteren Kind überfordert war, kam er in das Waisenhaus „Crèche" in Bethlehem. Als junger Mensch wurde er vom damaligen evangelisch-lutherischen Pfarrer von Beit Jala, Jadallah Shihadeh, entdeckt und wurde sein enger Mitarbeiter und Sekretär. Jadallah Shihadeh war einer der großen Friedens- und Versöhnungsaktivisten; er hatte „Beit Ibrahim" (Abrahams Herberge) geschaffen, eine echte Stätte der Begegnung mit Jugendzentrum, Pilgerherberge und Sozialstation. Wir lernten unseren Mohammed durch Pfr. Shihadeh kennen. Jedes Mal, wenn wir in Palästina sind, besuchen meine Frau Barbara und ich Mohammed und seine Familie und sind außerdem in ständigem Mailkontakt.

Mohammed ist tiefgläubiger Muslim und auch dem Christentum gegenüber voller Wertschätzung. Im Lauf unserer Freundschaft haben wir sehr viel miteinander erlebt und versucht, uns in Projekte einzubringen. Mohammed hat große Pläne: Eine neue Jugendbegegnungsstätte soll entstehen, um jungen Menschen einen Ort des friedlichen Austauschs und der Begegnung zu ermöglichen. Er ist trotz seiner Jugend ein Mensch des Friedens und des Dialogs. Sein Bemühen ist es, seine beiden Söhne inmitten des Chaos und der politischen Unsicherheit zu Menschen des Friedens zu erziehen. Von ihm geht ein ganz eigenes Leuchten aus.

Fotos vom Autor

Ein Teufelskreis der Gewalt

Da Mohammed mit seiner Familie in Deheishe wohnt und dieses Lager von der israelischen Armee häufig durch nächtliche Razzien verunsichert wird, leben unsere Freunde gefährlich. Im Jahr 2017 wäre Mohammeds älterer Sohn Elias bei einer nächtlichen Aktion beinahe von einer Militärpatrouille erschossen worden. Einen Meter über dem Kinderbettchen durchschlug eine israelische Gewehrkugel das Fenster des Zimmers, unter dem das Bett steht, in dem Elias zum Glück gerade nicht lag. Aber das Tränengas, das durch das zerbrochene Fenster eindrang, schädigte Elias ′ Lunge, und zwar dauerhaft. Elias ist auf teure Medikamente angewiesen, die sich die junge Familie schwer leisten kann, die sie aber selber bezahlen muss.

2018 und 2019 wurden zwei von Mohammeds Nachbarn bei Einsätzen der israelischen Armee erschossen, direkt neben Mohammeds Haus; einer davon als Sanitäter beim Versuch, einem Angeschossenen zu Hilfe zu kommen. Nidal, ein Freund Mohammeds, trug durch eine israelische Kugel eine unheilbare schwere Körperbehinderung davon. Wir haben selbst mit einigen jungen Menschen gesprochen, die angeschossen und verletzt wurden.

Zur Beurteilung der Situation ist es wichtig zu verstehen, dass das Flüchtlingslager sich nicht in Israel, sondern, durch die „Mauer“ getrennt, im besetzten Westjordanland befindet. Die Armee Israels hat keinerlei Recht, hier einzudringen, da es sich um ein illegal okkupiertes Nachbarland handelt. Also ist auch jedes Eingreifen Israels völkerrechtlich illegal. Es ist jedes Mal ein Verstoß gegen das internationale Völkerrecht. Jede Tötung eines palästinensischen Bürgers im Westjordanland durch die israelische Armee ist daher Mord und nichts anderes.

Die mittlerweile einhundertachtzig israelischen, rein jüdischen Siedlungen im Westjordanland sind ebenfalls illegal erbaut; das Land, auf dem sie stehen, ist auf illegale Weise enteignet worden. Mit den kleineren Siedlungen sind es sogar über dreihundertdreißig, in denen fast eine halbe Million Israelis wohnen, alle auf okkupiertem Gebiet. Es sind Wehrburgen, die Israels Anspruch auf diese Gebiete für immer zementieren sollen. Es besteht ein Kranz von Siedlungen, die aufgrund des Vorschlags Präsident Trumps zugleich mit dem Jordantal von Israel annektiert werden sollen. Shimaas Heimatort Nahalin ist z. B. von sechs Siedlungen umzingelt: Gilo, Efrata, Kfar Etzion, Gush Etzion, Newe Daniel und Beitar Ilit. Diese sechs Wehrsiedlungen stehen alle auf Anhöhen und schauen auf das kleine Nahalin herab.

Es ist illegal, dass es im Westjordanland Straßen gibt, die nur von Israelis befahren werden dürfen und dass es Geschäfte gibt, die auch nur von Israelis betreten werden dürfen. All das geschieht, wohl gemerkt, in einem besetzten Land. Im Grunde ist es Apartheid, ähnlich wie früher in Südafrika. Dass die übrige Welt dazu mehr oder weniger schweigt, ist die eigentliche Tragödie der Palästinenser. Dass durch diese Situation der jahrzehntelangen Recht- und Chancenlosigkeit natürlich immer neue Wut und Aggression entsteht, die sich auch in sinnlosen Aktionen Luft macht, liegt auf der Hand. Wie kann dieser Teufelskreis durchbrochen werden? Sicher nur durch die Achtung der Rechte eines Volkes und die Aufhebung einer Okkupation, die nun über ein halbes Jahrhundert herrscht.

Wenn in Friedensverhandlungen von einer „Zwei-Staaten-Lösung“ (Israel und Palästina) die Rede ist, dann wird dabei vergessen, dass es sehr bald kein Palästina mehr geben wird. Israels Siedlungspolitik hat das Land mittlerweile so weit zerstückelt, dass es jetzt schon nur mehr so etwas wie palästinensische Enklaven gibt. Bei all dem handelt es sich nicht um etwaige diskutierbare Meinungen oder Ansichtssachen, sondern um völkerrechtliche und geschichtliche Fakten, die unbestritten sind. Wir Menschen in Europa müssen die Augen aufmachen und einseitige Medienberichte hinterfragen.

Das israelische Recht auf einen eigenen Staat wird international anerkannt, leider das palästinensische Recht nur selten. Wenige scheint es zu stören, dass Israel im Widerspruch zum internationalen Recht Siedlungen baut und dafür Palästinenser enteignet. Entsprechende Resolutionen werden einfach ignoriert. Während laufender Verhandlungen werden neue Siedlungen gebaut. Weder in Brüssel noch in Berlin noch sonst irgendwo hat man je ernsthaft Anlass gesehen, Israel auf die Normen internationalen Rechtes zu verpflichten. Ein paar Appelle und Ermahnungen, und das war es schon.

Unzählige Anschläge forderten auf israelischer Seite eine Unzahl von Toten und Verletzten. Was aber im Westen kaum bekannt ist: Palästinensischer Terror erfolgt meist spontan und unkoordiniert. Israel dagegen plant seine Eingriffe, wie sie genannt werden, generalstabsmäßig, und sie sind völlig unverhältnismäßig. Ein Beispiel dazu: Während des 50-tägigen Kriegs im Gaza-Streifen im Jahr 2014 starben etwa 2200 Palästinenser, die meisten Zivilisten, darunter fast 500 Kinder. Auf israelischer Seite starben 71 Menschen, darunter 6 Zivilisten. Seit April 2006 hat die israelische Armee mehr als 7500 Libanesen und Palästinenser getötet, überwiegend Zivilisten, darunter viele Kinder. All dies tut ein Land, das sich gerne selbst als einzige

Demokratie und einzigen Rechtsstaat im Nahen und Mittleren Osten bezeichnet.

Kaum jemand scheint auf den Gedanken zu kommen, dass durch eine solche Demütigung eines ganzen Volkes die Gewaltbereitschaft steigt und sich irgendwann einmal nicht mehr nur in einzelnen Gewaltaktionen Luft machen wird, sondern in einer Erhebung großen Ausmaßes.

Ein erschreckendes Erlebnis

Mohammed spricht gut englisch und deutsch. Durch seine Arbeit in „Abrahams Herberge" in Beit Jala kennt er viele Deutsche. Er war schon einige Male in Deutschland und Österreich, einmal sogar als Gast und Referent beim Evangelischen Kirchentag, wo er über die Situation der Menschen im besetzten Westjordanland berichtete.

Von 17.-20. Februar 2020 waren Barbara und ich wieder einmal zu Besuch bei Mohammed und wohnten bei ihm in seinem Haus. Da Mohammeds Frau gerade einen Kurs in Ramallah besuchte und die Kinder bei den Schwiegereltern waren, hatten wir viel Zeit zu Gesprächen. Zweimal waren wir auch zu Besuch bei Shimaas Familie in Nahalin, wo wir zum Abendessen eingeladen waren und mit den Kindern spielten. Dort leben Shimaas Eltern mit weiteren zwei Töchtern und zwei Söhnen. Der Ort Nahalin, zwischen Beit Jala und Jerusalem, wird nach neuen Plänen Israels mit weiteren Orten in Kürze annektiert werden. Damit wird der Kontakt sehr schwierig werden, da Mohammed deshalb eine besondere Einreiseerlaubnis benötigen wird, um dieses Gebiet betreten zu dürfen, die aber willkürlich ausgestellt wird und immer widerrufen werden kann.

Am 18. Februar machten wir drei zuerst eine Wanderung durch das Lager. Anschließend fuhren wir nach Hebron, einer uralten Stadt mit nahezu hunderttausend Einwohnern. Von Arabern wird sie „Al-Khalil" genannt, und das bedeutet „der Freund". Gemeint ist damit Abraham, der „Freund Gottes", der vielleicht erste Monotheist, d. h. der erste, der an den einen und einzigen Gott glaubte. Dieser Abraham ist nach Auskunft der Hl. Schrift in Hebron begraben, und sein Grab ist ein Heiligtum für Juden, Christen und Muslime, gilt er doch als Stammvater aller drei Religionen. Ich war oft in Hebron/Al Khalil, aber jedes Mal habe ich dort eine äußerst gespannte, nervöse und bedrohliche Stimmung gespürt. Dabei wäre dort wirklich das Heiligtum aller, die an den einen Gott glauben, an den Gott Abrahams, auf den sich Juden, Christen und Muslime berufen und in dem sie gründen, das Heiligtum derer, die Gott nichts an die Seite stellen, ihm, dem einen und einzigen Gott.

Nun zu unserem besonderen Erlebnis: Am 19. Februar 2020 wachte ich etwa um 5 Uhr früh von Hundegebell auf. Gleichzeitig sang der Muezzin den ersten Ruf zum Gebet. Auf einmal hörte ich Schüsse und sah durch die Vorhänge, dass eine Leuchtrakete die ganze Umgebung erhellte. Dazu hörte ich laute Schreie und Kommandorufe. Ich trat also auf den kleinen Balkon, schaute um die Ecke und sah israelische Soldaten, die gerade einem Mann die Hände am Rücken zusammenbanden und ihn dann weiterstießen. Darauf wurde es ruhiger. Ich wartete noch ein bisschen und ging dann wieder in unser Zimmer.

Gegen 8 Uhr erfuhren wir, dass Mohammeds Bruder Ziyad in seinem in der Nähe gelegenen Haus aus dem Schlaf gerissen, verhaftet und verschleppt worden war. Ich wusste schon seit langem, dass Razzien dieser Art regelmäßig das Leben der Lagerbewohner tyrannisieren, diesmal aber hatte ich es selbst erlebt und mit eigenen Augen gesehen. Am Vormittag kam ein Beamter der UN (Vereinten Nationen), um den Fall aufzunehmen.

Mohammed bemühte sich mit Hilfe eines Anwalts, den Aufenthaltsort seines Bruders ausfindig zu machen, was ihm aber erst am Freitag gelang. Ziyad wurde, so erzählten es Familienangehörige, auch nach unserem Freund Mohammed befragt und dann, wie in solchen Fällen üblich, ohne Angabe von Gründen in das Gefängnis *Ofra Prison* bei Jerusalem gebracht. Er wurde am Sonntag in ein anderes Gefängnis nach Jerusalem überstellt. Am Nachmittag wanderten wir zu dritt durch das Lager und erlebten die Betroffenheit der Bewohner. Einige Jugendliche erzählten uns von eigenen Erlebnissen bei diesen „Besuchen". In der darauffolgenden Nacht war es aber ruhig. Zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Berichts (21. Mai 2020) ist Mohammeds Bruder Ziyad immer noch im Gefängnis – ohne Anklage, ohne Rechtsgrundlage.

Zu diesem nächtlichen Überfall gibt es auch ein Video, das die Überwachungskamera eines Nachbarn aufgenommen hat. Es wurde mir kurz danach zugeschickt.

Das Schlimmste für die Menschen dort ist die Hilflosigkeit und das Gefühl einer großen Rechtlosigkeit. Jeden Palästinenser der Westbank kann es jederzeit treffen; am Häufigsten geschehen diese Razzien aber in Deheishe. Mitten in der Nacht oder ganz früh am Morgen wird von Soldaten eine Tür eingetreten, Menschen werden aus dem Schlaf gerissen, verhört, die Wohnung verwüstet und oft wird jemand daraus verschleppt. Natürlich bekommen die Kinder das alles mit, und Mohammed und viele andere fragen sich, wie sie in dieser Situation ihre Kinder zu friedlichen Menschen erziehen sollen.

Irgendetwas ist zwischen den beiden Völkern total schiefgelaufen. Ob es wohl noch zu reparieren ist? Wie wird es weitergehen?

Doppelt so wirksam wie Gewalt

Pax-Christi-Dokument zur Theologie und Praxis der Gewaltfreiheit

VEIT SCHÄFER IM GESPRÄCH MIT STEFAN SILBER

Beim Kongress der deutschen Sektion der internationalen katholischen Friedensbewegung *Pax Christi* im vergangenen Jahr stellte Prof. Dr. Stefan Silber, der an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen lehrt, die *Katholische Initiative zur Gewaltfreiheit* vor *(Catholic Nonviolence Initiative; CNI)*. Sie hatte 2016-2019 die Grundzüge eines Dokuments zur Theologie und Praxis der Gewaltfreiheit erarbeitet. Mehr als 120 Fachleute waren daran beteiligt. Mit Professor Silber sprach unser Redaktionsmitarbeiter Veit Schäfer.

VS: Herr Professor Silber, lassen Sie uns zunächst sprechen über die Motive und die Voraussetzungen, die zu der Initiative von Pax Christi zur Gewaltfreiheit führten. Was war der Auslöser dafür, dass sich so viele „Fachleute", wie Sie sagen, vermutlich Theologen, zu einem solchen Projekt entschlossen? Und wie kann man sich die Arbeitsweise eines derart großen und weit gestreuten Kreises über Jahre hinweg vorstellen? Wo, bei wem, laufen die Fäden zusammen? Wie wird diskutiert, wie abgestimmt, wie beschlossen?

STS: IM APRIL 2016 HABEN PAX Christi International und der Päpstliche Rat für Gerechtigkeit und Frieden zu einer Konferenz nach Rom eingeladen. Das war gewissermaßen der ursprüngliche Impuls. Anschließend wurden wir Fachleute – vor allem Theologinnen und Theologen, aber auch Leute aus der Friedensbewegung und andere – von den Verantwortlichen eingeladen, eine umfassende theologische Argumentation für eine gewaltfreie Friedenspolitik zu erarbeiten. Wir haben uns in Arbeitsgruppen und Kleingruppen aufgeteilt und via Internet abgestimmt; der ganze Prozess lief praktisch online. Am Ende hat eine kleine Redaktionsgruppe bei Pax Christi International aus den vielen verschiedenen Textvorlagen ein endgültiges Dokument erstellt.

Unter der *Praxis* der Gewaltfreiheit lässt sich eher etwas vorstellen als unter *Theologie* der Gewaltfreiheit. Theologie ist ja, wörtlich genommen, vor allem anderen die Rede von Gott. Wie hängen Gott und Gewaltfreiheit zusammen? In der Bibel haben wir es jedenfalls oft genug mit einem Gott zu tun, der schon mal gewalttätig wird. Schreiben Sie der Gewaltfreiheit irgendwie göttliche Qualitäten zu?

ICH WÜRDE UMGEKEHRT SAGEN: Ich schreibe Gott gewaltfreie Qualitäten zu. In der Bibel gibt es tatsächlich viele verschiedene Bilder von Gott; von Anfang an durchzieht aber auch der Glaube an einen barmherzigen, gnädigen und liebenden Gott die Bibel. Jesus lebt eine zutiefst gewaltfreie Spiritualität. Daran zeigt sich, dass er auch an einen gewaltfreien, menschenfreundlichen Gott glaubt, der es ermöglicht, auch die Feinde zu lieben, ohne deswegen jedem Konflikt aus dem Weg zu gehen.

In Ihrem Vortrag vor dem *Pax-Christi*-Kongress definierten Sie Gewaltfreiheit im Sinne von *Ghandis ahimsa*, als „Nicht-Gewalt". Andererseits betonen Sie: „Gewaltfreiheit ist kein Verzicht auf Gewalt", so nachzulesen in *pax_Zeit* 4/2019. Das müssen Sie mir bitte erläutern.

JA, DAS MUSS ICH ERKLÄREN. ICH meine: Gewaltfreiheit ist kein Verzicht, sondern ein Gewinn. Wir „verzichten" nicht auf Gewalt, so als ob dieser Verzicht schwerfallen würde, sondern wir wenden uns anderen Formen der Konfliktgestaltung zu, die effizienter und menschenfreundlicher sind. Deswegen sage ich: Gewaltfreiheit ist kein Verzicht auf Gewalt, sondern die bessere Alternative zur Gewalt.

Foto: Peter Miller, „Peace Sign", Flickr

Allgemein versteht man unter Gewaltfreiheit, dass bei Konflikten auf Gewalt, vorzugsweise auf Waffengewalt, verzichtet wird, um die zu Grunde liegenden Streitigkeiten und Auseinandersetzungen zu lösen. Unterscheidet sich Ihre theologische Sicht von Gewaltfreiheit oder ahimsa diesbezüglich davon und wie?

ICH GLAUBE, DASS GEWALT KONflikte niemals lösen kann, sondern sie verschiebt, verschärft oder auf ungesunde Weise unterdrückt. Die Freiheit von der Gewalt ist also kein beliebiges Mittel, um Konflikte zu lösen, so als ob Gewalt ein beliebiges anderes Mittel wäre. Gewaltfreiheit ist die Voraussetzung, um Konflikte überhaupt wirklich in der Tiefe lösen zu können. Theologisch gesprochen hat das damit zu tun, dass die anderen Personen, die am Konflikt beteiligt sind, ja auch Gottes Kinder sind, Gottes Ebenbilder. Sie werden von Gott ebenso geliebt wie ich – dieser Glaube ist eine gute Basis für eine gewaltfreie Aktion.

Wenn ich Sie richtig verstanden habe, nimmt die Theologie der Gewaltfreiheit mit dem Bezug auf ahimsa eine Anleihe aus einer

nicht-christlichen Spiritualität auf. Nicht, dass ich das kritisieren wollte, aber es drängt sich mir doch die Frage auf, ob die christliche Ethik nicht genügend eigene Ressourcen hat, um Gewaltfreiheit genuin christlich zu begründen. Schließlich ist Jesus in der Kirche u. a. auch der Titel „Friedensfürst" zugesprochen worden!

RICHTIG: DIE CHRISTLICHE ETHIK hat genug eigene Ressourcen. Aber das muss mich nicht davon abhalten, auch die Ressourcen anderer Religionen und Weltanschauungen zu meditieren, wenn sie meiner Spiritualität dienlich sind. Bei der Arbeit an unserem Dokument, das ja in erster Linie für römisch-katholische Gesprächspartner gedacht ist, war mir die Argumentation manchmal sogar viel zu wenig ökumenisch und interreligiös. Es ist eben immer auch eine Frage der Gesprächspartner. Ich persönlich habe nichts dagegen, Überlegungen von Jesus und von Gandhi nebeneinander zu stellen, wenn sie sich gegenseitig bereichern und vertiefen.

Ihrem Vortrag entnehme ich, dass in dem erarbeiteten Dokument die Überzeugung vertreten wird, Gewaltfreiheit sei als politische und soziale Konfliktlösungsstrategie nicht nur effizient, sondern ausdrücklich „doppelt so wirksam wie gewaltsame Strategien". Welche Fakten führen Sie dafür, entschuldigen Sie die kriegerische Redensart, „ins Feld"?

DAS ARGUMENT BEZIEHT SICH AUF eine Forschungsarbeit von 2011. Zwei US-amerikanische Politikwissenschaftlerinnen, Maria J. Stephan und Erica Chenoweth, zeigen da, dass in über 300 Konflikten des 20. Jahrhunderts gewaltfreie Strategien eben doppelt so häufig zu einem nachhaltigen Frieden geführt haben wie gewalttätige. Daneben gibt es in der Erfahrung der Friedensbewegung weltweit sehr viele erfolgreiche Kampagnen in den letzten Jahrzehnten, die hier außerdem als Beleg dienen können.

Ein Dokument wird ja nicht des Dokuments wegen formuliert. An welche Adressaten ist gedacht, wenn es erst einmal fertig gestellt ist? An die Kirche(n)? An die Staaten? An alle Menschen guten Willens? Wer wird es der Welt präsentieren?

DIESE FRAGE IST NOCH OFFEN. SO wie das Dokument im Moment gestaltet ist, richtet es sich in erster Linie an Christinnen und Christen, die sich für den Frieden einsetzen oder eine Spiritualität der Gewaltfreiheit vertiefen wollen. Wie und wann es „der Welt präsentiert" werden wird, ist offenbar im Moment noch nicht klar; aber ich hoffe, dass es die dicken Mauern des Vatikans irgendwann einmal wieder verlässt, um weltweit für Gewaltfreiheit zu werben.

Welche Chancen geben Sie dem Dokument der Katholischen Initiative zur Gewaltfreiheit, dass es Beachtung findet? In den letzten Jahrzehnten sind teilweise sehr beachtliche kirchliche, päpstliche Verlautbarungen zu Friedensfragen ergangen, die in den Gemeinden nach meiner Beobachtung keine allzu große Aufmerksamkeit und Resonanz fanden. Hat Ihre Initiative eine Vorstellung davon, wie sich das ändern ließe?

DAS IST NATÜRLICH EINE GUTE Frage. Als Papst Franziskus die Enzyklika *Laudato si* veröffentlicht hat, waren viele in der Kirche und in der Welt hoffnungsvoll, dass sie zu einem wichtigen Impuls für eine Umkehr in der Klima- und Wirtschaftspolitik weltweit werden könnte. Allerdings hat nicht einmal die sehr große Öffentlichkeit, die dieses Dokument gefunden hat, hier weltweit zu einem spürbaren Umdenken geführt. Ich meine daher, dass es auch darauf ankommt, mit der Spiritualität der Gewaltfreiheit in vielen – vielleicht sehr vielen – kleinen Schritten gleichzeitig vorwärts zu kommen.

Das Dokument ist innerhalb der internationalen katholischen Friedensbewegung entstanden. Sie bzw. ihre Mitglieder und Gruppierungen müssten also in erster Linie den Erkenntnissen des Dokuments und deren Konsequenzen verpflichtet sein. Wie soll dieser Prozess der Rezeption innerhalb von Pax Christi verlaufen?

IN DEUTSCHLAND HABEN WIR IM Oktober 2019 einen Kongress dazu abgehalten, dessen Ergebnisse dieses Jahr – hoffentlich – in Buchform veröffentlicht werden. Auf dem Kongress wurde auch die Vernetzung mit anderen Initiativen z. B. aus dem evangelischen Raum weitergeführt. Es gibt international beispielsweise auch schon Publikationen in englischer Sprache dazu. Wünschenswert wäre, dass auch Exerzitien, Bildungsangebote und viele andere Formen gefunden werden, um diese Rezeption nicht auf den akademischen Bereich zu beschränken.

Herr Professor Dr. Silber, wir danken Ihnen für das Gespräch! ■

Zum Weiterlesen:
Eine gute Zusammenfassung des Dokuments über die *Theologie der Gewaltfreiheit* findet sich, allerdings in englischer Sprache, hier:

➔ Ken Butigan, *Renewing Catholicism. Toward Recommitting to Gospel Nonviolence throughout the Roman Catholic Church,* in *Expositions 13* (2019) 2,7-26
Online unter:
https://expositions.journals.villanova.edu/article/view/2483/2432

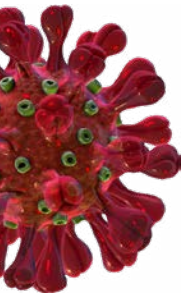
Angesteckt

VON JÜRGEN GREWE

Jürgen Grewe ist Priester im Ehrenamt in der Gemeinde Aachen

Hoffentlich hat sich keiner von uns mit dem Corona-Virus angesteckt! Denn wir geben uns ja alle Mühe – und tun das immer noch – uns gegenseitig nicht anzustecken.

Was haben wir nicht alles dafür schon auf uns genommen:



- Wir haben das Gesundheitssystem umgebaut, damit genügend Behandlungskapazitäten zur Verfügung standen;
- wir haben das öffentliche Leben weitgehend lahmgelegt;
- wir haben große Bereiche der Wirtschaft heruntergefahren und werden die Folgen noch lange spüren;
- wir haben den Familien und besonders den Kindern zugemutet, zu Hause bleiben zu müssen und ihre Freunde nicht mehr zu sehen;
- wir haben vielen Menschen große Einsamkeit zugemutet.

Und in der Gemeinde:

- Wochenlang keine Gottesdienste, keine Feiern; keine Treffen;
- und jetzt: Abstand, Mund-Nasen-Schutz, Desinfektion, Gottesdienste auf Sparflamme usw.

Das alles, damit keiner zu Schaden kommt.

Und wir waren erfolgreich damit: Viele leben nur noch deswegen, weil wir alle uns solche Mühe gegeben haben. Welch ein Erfolg, besonders ,wenn wir auf andere Länder schauen, in denen mehr Menschen unter der Pandemie leiden mussten und immer noch müssen, weil die zuständigen Politiker nicht so besonnen und konsequent gehandelt haben wie bei uns.

Wir haben uns – körperlich – nicht angesteckt.

Aber: Wir sollten uns immer mehr anstecken!

Hoffentlich gelingt uns immer mehr, uns gegenseitig anzustecken! Mit unserem Glauben!

Unsere Seele braucht die Ansteckung. Unser christlicher Glaube lebt doch nur von der Ansteckung. Die ersten Christen sind doch nur deshalb Nachfolger Jesu geworden, weil sie sich von Jesus und seiner Lebensweise haben anstecken lassen. Und seitdem wird der Glaube nur durch Ansteckung weitergegeben. Auch heute. Dazu ist es wichtig, dass wir genau das Gegenteil tun wie bei Corona:

- Wir müssen uns besonders nahekommen, denn unser Glaube braucht den Austausch;
- wir dürfen nicht zu Hause bleiben, sondern müssen uns immer wieder treffen, denn der Glaube lebt von der Begegnung;
- wir müssen möglichst viele Menschen „anhauchen“ (mit unserer Freude);
- wir müssen die Schutzwände zwischen uns abbauen, damit der Funke des Glaubens überspringen kann;
- wir müssen uns nicht „sauber“ halten, sondern uns die Hände „schmutzig machen“ beim tätigen Einsatz für die anderen Menschen.

Das Thema erinnert mich an ein Lied, das in den 1970er Jahren, einer Aufbruchszeit, entstanden ist: „Einer hat uns angesteckt, mit der Flamme der Liebe. Einer hat uns aufgeweckt, und das Feuer brennt hell.“

Wir merken: Für uns als Christen wäre es wichtig, uns genau so viel Mühe mit der Ansteckung zu geben, wie wir es bei Corona tun, um alle Ansteckung zu vermeiden. Wenn uns die Pandemie daran erinnert, hat sie doch was Positives! ■

Wo verbleiben die vielen Toten?

Frage an den Bestatterverband in Corona-Zeiten

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Die Zahl der Corona-Toten, die das Robert-Koch-Institut (RKI) veröffentlicht, steigt immer noch täglich. Dennoch ist von den Verstorbenen, abgesehen von Bildern aus Italien, wo Särge massenweise in Lkw verladen wurden, nichts mehr zu hören und zu sehen – Wasser auf die Mühlen von Corona-Leugner*innen: Gibt es Corona wirklich? *Christen heute* geht der Frage nach, wo und wie Corona-infizierte Tote bestattet werden.

Christian Jäger, Geschäftsführer des Bestatterverbandes NRW e. V., sagte dazu unserem Blatt: „Sie werden normal beigesetzt. Am Anfang der Krise bestand Unklarheit, ob die infizierten Verstorbenen alle eingeäschert werden müssen, aber das ist nicht so. Sie können auch erdbestattet werden.“

Die Bestatter*innen müssten ohnehin bei jedem „normalen“ Toten eine persönliche Schutzausrüstung tragen. Für Desinfektionsmittel und Mund-Atemschutzmasken habe es durch die Pandemie zeitweise aber Beschaffungsschwierigkeiten gegeben. Das Tagesgeschäft der Bestattungsinstitute sei “schwieriger geworden, aber keine Überforderung“.

Deutschlandweit gebe es laut Jäger jedes Jahr schon zu normalen Zeiten 900-950.000 Tote, in Nordrhein-Westfalen seien es jährlich etwa 200-250.000. Umgerechnet auf das 2. Quartal schätzt Jäger für das Bundesland, dass bereits 75.-80.000 Menschen bestattet werden mussten.

Der Bestatterverband richte sich außerdem bei Coronafällen nach den Vorgaben des RKI. Ansonsten gelten die Bestimmungen der einzelnen Friedhofsverwaltungen, und da gebe es laut Jäger eine „fließende Beschlusslage“.

Das RKI hat Empfehlungen zum Umgang mit Sars-CoV-2-infizierten

In New York City sind die Leichenhallen seit vielen Wochen völlig überfüllt. Hier werden COVID-19-Tote vorübergehend in Kühltransporte verlagert. Foto vom Canadian Broadcasting Corporation

Verstorbenen herausgegeben. Dort heißt es:

> *SARS-CoV-2 wurde durch den Ausschuss für Biologische Arbeitsstoffe (ABAS) in die Risikogruppe 3 eingestuft. Unabhängig von landesrechtlichen Bestimmungen ist daher auf der Todesbescheinigung auf die SARS-CoV-2-Infektionsgefahr hinzuweisen und es wird empfohlen, auf dem Todesschein bzw. Leichenschauschein COVID-19 namentlich zu benennen. Datenschutzrechtliche Bestimmungen der Länder sind dabei zu beachten.*

Auch an andere religiöse Praktiken wird gedacht:

> *Einige Bestattungsriten und die Bestattungskulturen verschiedener Religionen und Weltanschauungen stehen den infektionsschutzrechtlichen Bestimmungen gegensätzlich gegenüber. Rituelle Waschungen sind möglichst zu vermeiden. (...) Von Einbalsamierungen ist abzuraten. Nachdem der Verstorbene versorgt worden ist und nicht mehr berührt werden muss, sind keine weiteren Schutzmaßnahmen notwendig. Eine berührungslose Abschiednahme am offenen Sarg ist mit entsprechendem Abstand möglich.*

Der innerdeutsche Transport von Infizierten gestaltet sich laut RKI problemlos, lediglich sei der Holzsarg entsprechend zu kennzeichnen. Bei internationalen Überführungen gelte...:

> *...unabhängig vom Vorliegen eines Infektionsrisikos bzw. COVID-19, sofern keine gesonderten Regelungen zwischen zwei Staaten getroffen wurden, das Straßburger Abkommen von 1973.*

Man empfiehlt zum Transport undurchlässige Särge aus Zink bzw. Särge mit Zinkbeschichtung oder einem anderen selbstzersetzenden Stoff.

> *Hierbei ist zu bedenken, dass für eine nachfolgende Kremation ein Zinksarg ungeeignet ist und eine Umbettung in einen Kremationssarg erforderlich ist. Eine Umbettung birgt bei Vorliegen einer Infektion mit SARS-CoV-2 ein hohes Übertragungsrisiko. Bei anschließender Kremation sollte daher der sichere Transport in einem undurchlässigen Sarg erwogen werden, der zur Feuerbestattung geeignet ist.*

Auch verweist das RKI noch auf die *baua*, die *Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin*. Dort heißt es:

> *Nach bisherigem Kenntnisstand ist von einer Infektiosität Verstorbener auszugehen, die mit SARS-CoV-2 infiziert sind. Auch von der Infektiosität von Körperflüssigkeiten, insbesondere aus den Atemwegen ist auszugehen, und über den Zeitraum weniger Tage auch von Rückständen von Körperflüssigkeiten auf Kleidung, Haut und Umgebung des Verstorbenen.*
>
> *Schutzmaßnahmen für Bestatter vor Gefährdung durch SARS-CoV-2 entsprechen denen luftübertragbarer Infektionserreger der Risikogruppe 3, zu denen auch die Erreger von Tuberkulose und mehrere Influenzaviren gehören.*

Also alles kein Hexenwerk für Bestatter*innen und gut geregelt. Dass dies aber die Corona-Leugner*innen interessieren wird, darf bezweifelt werden. ■

Vorsicht: Satire!

Das Märchen vom großen bösen Wolf

Oder: Wir lassen uns nichts vorschreiben.

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Foto: Jethro Taylor, „Wolf", Flicker

Langsam reicht's, Corona! Von „Corona-Diktatur" hört man jetzt mancherorts pöbeln, wo Polizei und Ordnungsamt zu Ermahnungen schreiten. Denn um dem Virus beizukommen, gelten immer noch Mundschutz und Abstandsregeln bei gleichzeitiger Lockerung der anfänglichen Beschränkungen. War das davor also alles nur ein böser Traum?

Eine Menge Leute werden inzwischen aufsässig, nachdem ihnen monatelang die Arbeit und ihre Einnahmen staatlicherseits gestrichen wurden. Diese „Corona-Kacke", alles Schikane vom großen bösen Wolf! Rotkäppchens Nerven liegen blank.

„Ich glaube nicht an das Virus", sagt bockig eine Frau, die im Schneidersitz mitten auf der Straße sitzt, um gegen Corona zu protestieren. Nein. Wir glauben an Gott, die heilige katholische Kirche – aber ganz bestimmt nicht an eine linke Bazille namens Corona. Wir lassen uns nicht vorschreiben, wen wir da in der Petrischale unter dem Mikroskop gähnen sehen. Wir haben schließlich keine Fledermäuse verspeist. Da lassen wir uns lieber von der Polizei wegschleppen und dabei filmen. *Fake news* und Medienterror allüberall! Wir sind der Beweis!

Auch im beschaulichen Ostwestfalen hat Rotkäppchen die Nase voll. Eine Frau stürmt die Arztpraxis, vorbei am Desinfektionsspender, keinen Mundschutz, dafür eine Arzneipackung in der Hand, die sie auffordernd an die neue virendichte Glasscheibe am Tresen presst. Die Arzthelferin guckt irritiert: „Haben Sie keinen Mundschutz?" – „Doch. Im Auto" (Was er da wohl soll?!). „Sie dürfen hier gar nicht ohne rein." Die Frau trotzig: „Ich hab' zwei Meter Abstand zu Ihnen." (Den Affenarm stellen wir gern im Kuriositäten-Museum aus! Und weiter:) „Ich halte Ihnen das benötigte Medikament ja auch vor die Glasscheibe." Die Arzthelferin gibt auf.

In der Nachbarschaft wird nach Lockerung der Kontaktsperre auch gleich zünftig der 80. Geburtstag nachgefeiert. Lauter „alte Schachteln" treffen sich zum Kaffeekränzchen bei Großmutter zu Kuchen und Wein am runden Tisch, frei nach dem Motto „Wir haben es satt!" – vielleicht ein kollektiver Suizidversuch?

Auch die Geisterkirchen feiern allmählich Auferstehung, locken auch hier mit Kuchen und Wein (naja, fast). Treu haben sich ebenfalls überwiegend die Alten angemeldet, um wieder an (nicht vor!) den Tisch des Herrn zu treten. Die Einweisung der Nachbarschaft in die neusten Ereignisse muss allerdings etwas persönlicher ausfallen, die Schwerhörigkeit des Alters fordert ihre Opfer: Da stecken so manche die Köpfe zusammen, denn es muss ja nicht gleich jeder mitkriegen, was sich da alles in der Vergangenheit abgespielt hat hinter verschlossenen Türen!

Auch vor dem noch gesperrten Cafébereich werden einfach die zusammengeseilten Stühle dicht zusammen in den Sonnenfleck gerückt, wenn schon die Bedienung zu wünschen übriglässt!

Ja, der große böse Wolf geht um. „Rotkäppchen, was hast du so große Ohren?" – „Damit ich sie besser auf Durchzug stellen kann!" – „Was hast du so ein großes Maul?" – „Damit ich besser Widerworte geben kann!" Ich lasse mich nicht tyrannisieren. Der Tyrann im Haus bin immer noch ich! ■

Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Gott ist wieder groß in Amerika

VON VEIT SCHÄFER

„*Make America great again!*" – „Macht Amerika wieder groß!" Auf diese Kurzformel brachte der Präsident der USA, Donald Trump, bei seiner Vereidigung 2016 sein Regierungsprogramm. Im November dieses Jahres wird sich zeigen, ob die Amerikaner ihm immer noch zutrauen, dieses hehre Ziel zu erreichen.

Während weltweit die Zweifel daran zunehmen, sind mindestens zwei Drittel der weißen evangelikalen Christen davon unerschütterlich überzeugt, wie die in New York lebende Journalistin Dorothea Hahn im April in der Zeitschrift *Publik-Forum* (8/2020) schrieb. 2016 machten sie 26 Prozent der Trump-Wähler aus; ohne sie wäre er nicht ins Weiße Haus eingezogen.

Für die Evangelikalen hat Trump aber nicht nur Amerika wieder groß gemacht, sondern sogar Gott! „*God is great in America again*" zitiert Hahn evangelikale Prediger, und die spirituelle Beraterin Trumps, Pastorin Paula White, weiß es genau: „Es ist der Wille von Jesus Christus, das Donald Trump Präsident ist. Und dass er es

2020 wieder wird“, verlautete sie. Auch Regierungsmitglieder sehen das so, etwa Außenminister Pompeo, für den in der Person des Präsidenten der „Lord“ am Werk ist. Trumps sprunghafter Regierungsstil, sein moralisch fragwürdiger Lebenswandel, sein lockeres Verhältnis zur Wahrheit, sein selbstherrlicher Umgang mit Freunden und speziell mit Gegnern scheinen seine christliche Gefolgschaft nicht anzufechten, auch nicht, dass er kein wirklich religiöses Profil zeigt.

Stattdessen hat er offenkundig ein sehr gutes Gespür dafür, was seinen bibelgläubigen Anhängern als Ausweis seiner Gottgefälligkeit dienen mag. Beispielsweise seine einzigartige Ein-Mann-Show vor der nahe dem Weißen Haus gelegenen St.-John’s-Kirche, wo er sich mit der Bibel in der erhobenen Hand positionierte. Aufgeschlagen hat er die Heilige Schrift nicht und erst recht keine Passage daraus vorgelesen. Dann hätte die Welt wenigstens erfahren, was sich dem Herrn Präsidenten von *God’s own Country* darin grundsätzlich oder speziell in der konkreten Situation aus der Bibel erschloss. Immerhin geschah sein Auftritt doch während heftiger Demonstrationen vor seinem Amtssitz wegen des von Polizisten getöteten George Floyd und erst nachdem ihm von der Polizei gewaltsam eine Gasse durch die Demonstranten zur Kirche gebahnt worden war.

Dem Bericht der *WELT* zufolge sprach er vor der Kirche lediglich davon, dass Amerika die „großartigste Nation der Welt“ sei; aus der Bibel kann er das kaum entnommen haben. Bei seiner Rede vor dem Weißen Haus kurz zuvor hatte er angekündigt, dass er das Militär gegen gewalttätige Demonstranten einsetzen wolle. Bischöfin Mariann Budde von der St.-John’s-Kirche ließ es denn auch nicht an Deutlichkeit fehlen: „Er missbraucht heilige Symbole, um Dinge zu rechtfertigen, die allem widersprechen, wofür wir als Kirche stehen“. Trumps Botschaft sei eine „Antithese zu Jesu Lehren“, so die Bischöfin. Klare Worte. Nur wird die Bischöfin auch wissen: zwischen den Buchdeckeln der Bibel stehen nun auch ganz andere Dinge als die Lehren Jesu, manche sogar, die man durchaus als Antithesen dazu deuten kann.

Was für ein „großer Gott“ wird da verehrt?

Man wird mit der Vermutung wohl nicht ganz falsch liegen, dass Trumps Gottesbild, falls er denn eines hat, ein enges und autoritäres ist. Die alttestamentliche Gottesbezeichnung „Gott Sabaoth“ (oder nach hebräischer Schreibweise „Zebaot“) kann so gedeutet werden. Übersetzt wird das in religiös-kirchlichem Sprachgebrauch mit „Herr der Heerscharen“ oder „Herr der Mächte und Gewalten“. In die griechischen und lateinischen Übersetzungen des Alten Testaments wurde die Hoheitsbezeichnung vielfach unübersetzt übernommen.

Für die meisten heutigen Theologen ist es keine Frage, dass mit den Heerscharen die himmlischen, die um den Thron Gottes versammelten Engelscharen, gemeint sind. Aber ganz ausgeschlossen ist auch die Deutung nicht, dass es sich um irdische Armeen handeln könnte. Wenn man es so deuten will, sollte man wenigstens die biblischen Hinweise nicht ignorieren, dass Gott keineswegs als der Herr des israelischen Heeres verstanden wurde, sondern der Heere der Völker schlechthin, also auch der Gegner seines Volkes Israel.

Wie dem auch sei: Wenn die Rede von Heeren ist, denken wir Menschen kaum zuerst an die himmlischen. Mit irdischen Heeren hingegen sammeln Menschen seit Urzeiten ihre Erfahrungen, bis auf den heutigen Tag allermeist keine guten. Wenn also von Heerscharen und Mächten und Gewalten die Rede ist, wird man sie sich gewöhnlich in konkreten politisch-militärischen Bildern vorstellen. Dazu passt, was Uwe Dittmer, ehedem Pfarrer in Potsdam und eine Zeitlang auch Pfarrer der *United Church of Christ* in den USA, in seinem Buch *Kirche im Wandel* zu dem Gottestitel Sabaoth bemerkte: „Was die meisten Christen nicht wissen: Diese Bezeichnung bedeutet ursprünglich so viel wie „Oberkommandierender einer Armee“.

Lassen wir es mal dahingestellt, ob der Präsident der großartigsten Nation der Welt diesem kriegerischen Gott huldigt oder nicht. In Deutschland unterstellte sich ihm jedenfalls die Reichswehr und im Zweiten Weltkrieg die Wehrmacht: Auf den Koppelschlössern der Soldaten wurde das Hakenkreuz von „Gott mit uns“ umrahmt – ein klarer gotteslästerlicher Missbrauch des „Herrn der Heerscharen“ durch die damaligen Machthaber, die vorgaben, Gott auf ihrer Seite zu haben. Wir Alt-Katholiken halten ihn gemeinsam mit den anderen Kirchen auch in Ehren. In unserm Gesangbuch werden wir auf den Gott Sabaoth namentlich mindestens in fünf Sanctus-Liedern und in weiteren zwölf auf ihn als „Herr der Mächte und Gewalten“, gar „aller Mächte und Gewalten“, als „Herr und als Gott der Scharen“ eingestimmt. Es fragt sich, ob wir nicht im Sinne größerer theologischer Eindeutigkeit auf diese – wenn auch biblischen – Gottesnamen verzichten sollten. ■

Fotomontage: Babylon Bee (satirische Website in den USA)
https://babylonbee.com/news/liberty-university-criticized-after-unveiling-donald-trump-stained-glass-window

Verschwörungs-theologie?

VON CHRISTIAN FLÜGEL

„Beruhend auf einer wahren Begebenheit“ – dieses Label eines Films oder Buches wirbt mit dem Faktor „Authentizität“. In den letzten Jahren hat sich der Begriff „Narrativ“ etabliert als Methode, einen Inhalt nicht nur als blutleere Faktenreihung zu vermitteln, sondern gelegentlich ausschmückend und einprägsam zu *erzählen*. Dazu werden fiktive Elemente beigefügt. „Hier stehe ich und kann nicht anders!“, so hat das Martin Luther wohl nie gesagt, aber sein Anliegen kommt rüber. Narrative vermitteln Identität. Kein Wunder, dass in der Postmoderne, wo klassische Identitätsangebote wie Nation, Religion oder Familie im rasanten Auflösungsgalopp sind, die Narrative als Heilmittel hervortreten. Wenn sie erfolgreich sind und tradiert werden, entstehen daraus irgendwann Mythen. Mythologische Dichtungen stiften „überfaktisches Verstehen“, sie lassen hinter der oberen Schicht eine tiefere Wahrheit erkennen.

Dr. Christian Flügel ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Düsseldorf

Ein biblisches Beispiel ist die Exoduserzählung: Der Auszug der Israeliten aus Ägypten ist *das* identitätsstiftende Narrativ des „auserwählten Volkes“. Diese Geschichte stellt auch für jede Einzelne den Archetypus „Befreiung aus Unterdrückung“ und den mühsamen Prozess (Weg durch die Wüste) hin zu einer verheißenen Freiheit („gelobtes Land“) dar.

Das Grundgesetz verbrieft in Artikel 5 ebendiese Freiheit für Wissenschaft, Kunst und Meinungsäußerungen. Freiheit verführt stets zu Missbrauch, daher muss sorgfältig definiert werden, was eine „Meinung“ im Unterschied zu einer Tatsachenbehauptung ist. Juristisch wird eine bewusste Falschaussage geahndet und kann nicht unter Berufung auf Art. 5 als persönliche Meinung abgetan werden.

Wenn Twitter die Tweets von Donald Trump einem Faktencheck unterzieht, offenbaren sich dreiste Lügen. Wer ihn als großen Erzähler versteht, der einer orientierungslosen und selbstunsicheren US-Bevölkerung die Saga von *„Greatness“* anbietet, darf (wie seine Beraterin Kellyanne Conway) seine Behauptungen als „alternative Fakten“ bezeichnen.

Identitätsverlust trifft v. a. die politische Rechte, da ihr heiles Weltbild zu Bruch gegangen ist. In Deutschland sind es Reichsbürger, die eine abstruse Geschichte vom „Reich und Vaterland“ erzählen; welche Sehnsucht hinter der Verunglimpfung aufklärenden Journalismus‘ als „Lügenpresse“ liegt, sagt schon der Name einer weiteren Erscheinung: „Identitäre Bewegung“.

Wer als religiösen Anker in einer haltlosen Welt eine wortwörtliche Offenbarung heiliger Schriften braucht, driftet fast zwangsläufig in die sektiererische Nische der Kreationisten ab. Das Leben in einer Blase klappt solange, wie die Oberflächenmembran die Spannung aushält; kommen Tatsachen dem fragilen abgekapselten Gespinst zu nahe, platzt die Bubble, Aggressionen werden freigesetzt.

Neurotisches Ausblenden von Tatsachen

Absolute Realitätsverweigerer wie die KreationistInnen, die glauben, Gottvater habe die Welt in 7 Tagen geschaffen, sind selten. Ein solches Leben muss sich massiv abschotten und gelingt im Kontakt nach außen nur durch Verleugnung und Fakten-Abspaltung. So leugnen etwa Gegner einer verantwortungsbewussten Klimapolitik wie der brasilianische Präsident Jair Bolsonaro schlicht die Erdüberhitzung: Die Brandrodungen des Amazonasregenwaldes seien keine Selbstverbrennung.

Die Neurosenlehre unterteilt das Ausblenden unerwünschter Inhalte in unreife und reifere Abwehrmechanismen je nach Stadium der (früh-)kindlichen Entwicklung, in denen sie entstehen und oft ein Leben lang fixiert bleiben. Die „frühen Methoden“ werden meist in den ersten Lebensjahren mit noch begrenztem Repertoire seelischer Regulationsvarianten angelegt (sog. „niedriges Strukturniveau“); wenn ein älteres Kind erste Vorstellungen von Moral und bessere kognitive Möglichkeiten entwickelt,

Foto: photobeuristic.info, „Kundgebung (3) Protest against corona measures“, Flickr

werden auch die Versuche, Unstimmigkeiten ins Unterbewusste zu verbannen, komplexer und virtuoser.

Greift ein Erwachsener auf solche psychischen Abwehrmechanismen zurück, resultieren oft seelische Krankheitsbilder. Um etwa Schuldgefühle zu kompensieren, werden NeurotikerInnen oft regelrecht kreativ; z. B. erfinden sie Geschichten und konstruieren eine eigene Weltsicht. Im religiösen Kontext lösen solche „Wirklichkeits-Konstrukteure“ z. B. die Spannung zwischen der Tatsache der Evolution und ihrer Sehnsucht nach Halt im biblischen Schöpfungsglauben eben nicht durch plumpe Leugnung wie die Kreationisten, sondern sie projizieren auf Gott, was sie in diesem Akt selbst praktizieren: „Intelligent Design“. Im politischen Diskurs finden sie pfiffig aus wissenschaftlichen Quellen Belege für die eigene Sicht, blenden aber konträre Aspekte aus; es geht nicht um Erkenntnis, sondern um Rhetorik.

Corona als Beispiel und Beschleuniger

Je reifer ein Abwehrmechanismus ist, umso stärker wird das moralische Dilemma. Wenn ein Kleinkind ein Missgeschick leugnet, hält es sich die Augen zu und spürt keine Schuld, wenn es sagt: „Das war ich gar nicht!“; wenn das ältere Kind sich eine Version zurechtlegt, weiß es im

tiefsten Inneren um den Betrug. Dies führt zu latentem Unwohlsein. Um dennoch am eigenen Blick auf die Realität festhalten zu können, muss die Lüge ins Unterbewusste abgewehrt werden. Neurosen bedeuten: Verdrängtes ist nicht weg, es wird irgendwann symptomatisch, Krankheitsphänomene tauchen auf. Die Corona-Pandemie wirkt wie ein Beschleuniger auf das Wirksamwerden von Selbstbetrug. Reale Gefahren wie der galoppierende Klimawandel oder die Corona-Seuche bedrohen die narzisstischen Größenideen der Geschichtenerfinder, ihre inneren Widersprüche drohen durch eine Realität, die sich ihrem Narrativ partout nicht unterwerfen will, auszubrechen.

Wenn die Welt nicht nach dem Willen der Narzissten läuft, die sich wie ein Gott fühlen und daher oft ihre Größenideen auf einen Allmächtigen projizieren, entsteht massive Wut. Plötzlich verlieren sogar intellektuell gebildete „alte weiße Männer" die Contenance und beschimpfen etwa Klimaaktivistinnen. Zuerst werden die Gefahren verharmlost oder geleugnet (COVID-19 sei nur eine „kleine Grippe"). Widerlegt die Wirklichkeit das simplifizierte Weltbild, entsteht zunächst Schweigen („innerer Lockdown").

Diese Schmach verträgt sich nicht mit eigener Großartigkeit und Unbesiegbarkeit, so dass die narzisstisch Gekränkten dann aufbegehren gegen die „völlig überzogenen" Maßnahmen der Regierung oder die Expertise renommierter Virologen qua eigener Kompetenz anzweifeln: Die Selbsterhöhung über die große dumme Mehrheit der Bevölkerung, die all die politischen Machenschaften nicht durchschaut und brav sich alles bieten lässt, baut das Größen-Ich wieder auf. Dennoch bleibt das dumpfe Gefühl, die eigene Sicht sei nicht die ganze Wahrheit… Der Restzweifel muss nach außen projiziert werden. Ein paranoides Narrativ entsteht. Dunkle Mächte existieren (aber nicht in mir selbst!): Hinter den politischen oder medizinischen Maßnahmen schlummern unlautere Motive.

Sind religiöse Menschen per se verschwörungsanfällig? Ist nicht immer eine andere Welt als die sinnlich wahrnehmbare im Spiel? Der Solinger Philosoph Richard David Precht jedenfalls sieht die Entstehung des Christentums in der psychologischen Verarbeitung des Scheiterns einer Illusion: „Wir können davon ausgehen, dass die Schar der Anhänger, die Jesus nach Jerusalem gefolgt waren, eine solche Dissonanz verspürte. Statt dass das Reich Gottes anbrach, wurde ihr Messias verurteilt und starb. Ansonsten geschah nichts. Nach sozial-psychologischer Erkenntnis neigen Menschen in einer solchen Situation allerdings selten dazu, ihren Irrtum einzugestehen. Stattdessen versuchen sie schnell das Scheitern ihrer Hoffnungen neu zu interpretieren und ihren alten Glauben wieder zu verfestigen."

Eine Nagelprobe unseres Glaubens besteht darin, ob wir uns selbst hinterfragen können, ob wir Selbstzweifel zulassen oder vehement ablehnen und kritische Punkte nach außen projizieren müssen. Die Bibel jedenfalls dürfen wir lesen als „beruhend auf einer wahren Begebenheit", aber: Manche Orte, Zitate, Ereignisse und Personen sind frei erfunden… ■

Eine bemerkenswerte Zeitgenossenschaft

Die Heilige und der Revolutionär

Zum 200. Geburtstag der Heiligen Katharina Kasper

VON VEIT SCHÄFER

Im selben Jahr wie Katharina Kasper, 1820, wird Friedrich Engels geboren; nicht einmal so weit entfernt voneinander kommen sie zur Welt, sie im Dorf Dernbach bei Montabaur im Westerwald, er in Barmen (heute Wuppertal) im Bergischen Land. Sie als achtes Kind bitterarmer Bauern, er als erstes von neun Kindern einer wohlhabenden, alteingesessenen Fabrikantenfamilie. Eine christliche Grundlage haben sie beide: Katharina wurzelt in einem schlichten, tiefen katholischen Glauben, Friedrich im Pietismus, den er später ablegt. Katharina lernt das Elend so vieler Menschen in der Zeit nach den fortgesetzten Kriegen seit der Französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft am eigenen Leib kennen. Anfang des 19. Jahrhunderts gibt es im Westerwald noch Hungersnöte, viele Kinder sind nach den Kriegen verwaist. Friedrich wächst wohlbehütet in einem bürgerlichen Haus auf, besucht ein Gymnasium und macht eine Kaufmannslehre, während sie, auch krankheitshalber, nicht einmal regelmäßig die Schule besuchen kann.

So unterschiedlich die Herkunft der beiden auch ist: Beide sind umgetrieben von der „Sozialen Frage", der sie ihr Leben widmen, wiederum auf höchst unterschiedliche Weise. Katharina spürt schon als junge Frau den Anruf Gottes, sich für Hilfsbedürftige einzusetzen, gründet im Revolutionsjahr 1848 mit einigen anderen Frauen einen „frommen Verein", der sich der Kranken- und Altenpflege und der Aufnahme von Kindern annimmt. Die Frauen verstehen sich auch als Gebetsgemeinschaft und beziehen gemeinsam ein Haus. Im selben Jahr veröffentlicht Friedrich Engels zusammen mit Karl Marx das „Manifest der Kommunistischen Partei". Doch schon ein Jahrzehnt zuvor hatte er, noch nicht 20jährig, in seinen „Briefen aus dem Wupperthal" das Elend und die Kinderarbeit in seiner Heimat kritisiert.

1851 erhebt der Limburger Bischof den Verein zur Ordensgemeinschaft. Katharina „nimmt den Schleier"; zusammen mit vier anderen Frauen legt sie die Ordensgelübde ab und nimmt den Ordensnamen Maria an. Ihr Orden, dem sie den Namen *Arme Dienstmägde Jesu Christi* gibt, wächst rasch. Die erste ausländische Niederlassung entsteht 1868 in den USA, weitere in fünf europäischen Ländern. 1870, im Jahr des deutsch-französischen Krieges und des 1. Vatikanischen Konzils, erkennt der Vatikan die Ordensgemeinschaft an, Katharina wird Generaloberin.

Friedrich Engels betätigt sich in diesen zwei Jahrzehnten als

Unternehmer im englischen Manchester, zugleich aber als Journalist für internationale Zeitungen. 1867 erscheint *Das Kapital* von Karl Marx, dessen Veröffentlichung Engels fördert. Zum deutsch-französischen Krieg schreibt er zahlreiche Artikel. Ab 1871 übernimmt er das Sekretariat der *Ersten Internationale* für mehrere europäische Länder.

1895 stirbt Friedrich Engels, nachdem er für die Herausgabe des 2. Bandes des „Kapitals" (1885) und, ein Jahr vor seinem Tod, des 3. Bandes gesorgt hatte.

Katharina Kasper überlebt ihn um drei Jahre. Bei ihrem Tod gehören ihrer Schwesterngemeinschaft der „Dernbacher Schwestern" 1700 Frauen in fünf Ländern an. Derzeit sind es noch 600 auf allen fünf Erdteilen. Zehnmal so viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind indes bei dem Wirtschaftsunternehmen des Ordens *Dernbacher Gruppe Katharina Kasper* in ca. 130 Einrichtungen der Kranken- , Behinderten- und Altenpflege, in Kindergärten und Schulen tätig. Ein Schatten fiel auf das Werk

des Ordens, als vor einigen Jahren auch Misshandlung und Missbrauch von Kindern in einigen seiner Kinderheime bekannt wurden.

Ruhm und Ehre

Anerkennung, Ruhm, wenn man so will, wurde sowohl Katharina als auch Friedrich zuteil. Schon 1940 wurde für die Ordensfrau in Rom ein Heiligsprechungsprozess eingeleitet. Selig gesprochen wurde sie 1978, und Papst Franziskus sprach sie im Oktober 2018 heilig.

Zu einer anderen Art Heiliger wurde Friedrich Engels allmählich nach der Russischen Revolution und der Machtübernahme des Kommunismus in vielen Ländern. Unzählige Denkmäler und andere Devotionalien wurden ihm als einem Wegbereiter des Sozialismus neben Marx und Lenin dort „geweiht", obwohl seine Lehren für Planwirtschaft und Parteiherrschaft eigentlich nichts hergaben.

Eine Briefmarke hat Deutschland dem Unternehmer, Philosophen und Journalisten zu seinem 200. Geburtstag nicht widmen wollen. Die blieb seiner Zeitgenossin, der Ordensgründerin Katharina Maria Kasper vorbehalten. ■

Foto links: Friedrich Engels.
Rechts: Briefmarke der Deutschen Post zum Gedenken an Katharina Kasper.

Anmerkungen zur Sonderbriefmarke zum 200. Geburtstag von Katharina Kasper

Unter dem Schleier

Was für einen Wirbel hat der Tschador, der Schleier, den viele muslimische Frauen in der Öffentlichkeit tragen, hierzulande schon ausgelöst! Angefangen bei Beschimpfungen und Übergriffen auf verschleierte Musliminnen, bis hin zu politischen Debatten und gerichtlichen Entscheidungen um die Geltung der Grundrechte, der persönlichen Freiheit, aber auch der weltanschaulichen Neutralität des Staates.

Die am 4. Juni vom Bundesfinanzministerium herausgegebene Sonderbriefmarke der Deutschen Post zum 200. Geburtstag von Katharina Kasper könnte vielleicht dazu beitragen, die Diskussion um den Schleier zu ernüchtern. Abgebildet ist eine katholische Nonne, deren „Outfit" sich nicht wesentlich vom Auftritt von Frauen etwa im Iran unterscheidet. Unterschied, muss man wohl sagen, denn solche Nonnentrachten gibt es allem Anschein nach nicht mehr.

Hier sollen nun nicht die Facetten der Kulturgeschichte der Verschleierung nachgezeichnet werden. Die kulturellen, religiösen und vielleicht auch nur modischen Gründe und Motive des Schleiers sind jedenfalls vielfältig und reichen weit zurück in die Menschheitsgeschichte. Je nach Perspektive oder auch Vor-Urteil wird man (frau) ihn als Ausdruck der Unterdrückung der Frau oder, umgekehrt, ihrer Freiheit kritisch sehen, ablehnen, verteidigen oder gutheißen. Doch die Wahrnehmung, „wie sich die Bilder gleichen", mag zur Nachdenklichkeit, vielleicht auch Gelassenheit gegenüber Muslimas anregen, die einen Schleier tragen. Ihre Motive dafür kennen wir wohl eher selten, und im Zweifelsfall sollte man annehmen, dass sie es freiwillig tun. Wir im Westen haben (oder hatten) unsere eigene Schleiertraditionen und, wer weiß, vielleicht kommt mal ein Modetrend, der den Schleier wieder attraktiv macht? Weltanschauliche Gründe werden ihn dann kaum aufhalten können, genau so wenig wie heutzutage zerschlissene Jeans.

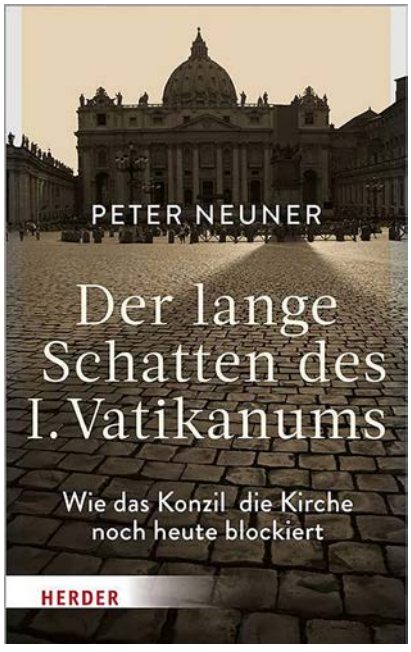
Es ist ja noch gar nicht so lange her, dass Frauen, keineswegs nur religiöse, auch in Deutschland, ja in ganz Europa einen Schleier, mindestens ein Kopftuch trugen! Noch nach dem 2. Weltkrieg waren Kopftücher bei Frauen durchaus üblich. Nonnen, Klosterfrauen im schwarzen Schleier und Habit, wie sie die Briefmarke zeigt, gehörten noch vor wenigen Jahrzehnten zum vertrauten Erscheinungsbild auch in der Öffentlichkeit. Durch den rapiden Rückgang des Ordensnachwuchses hat sich das sehr rasch verändert. In vielen, auch alt-katholischen, Gemeinden gab es Schwesternhäuser, die sich der Krankenpflege oder der Kindergartenarbeit widmeten. In katholischen Krankenhäusern und Altenheimen stellten Ordensschwestern den Großteil des Personals bis hin zu Leitungsfunktionen. Frauen „unter dem Schleier" leiteten Schulen und lehrten. Nicht überall auf der Welt ist das Vergangenheit. „Unter dem Schleier" gab und gibt es kluge, mutige, starke, initiative Frauen. Christinnen, Muslimas und aus welcher schleiertragenden Kultur auch immer. ■

Peter Neuner, *Der lange Schatten des I. Vatikanums,* Herder-Verlag, 240 Seiten.
ISBN: 978-3-451-38440-0, 28 €.
REZENSION VON ANDREAS KREBS

Zum 150. Jahrestag des Ersten Vatikanischen Konzils sind mehrere Publikationen erschienen, unter ihnen Peter Neuners *Der lange Schatten des Ersten Vatikanums. Wie das Konzil die Kirche noch heute blockiert* (Herder, 2019). Als mir das Buch zum ersten Mal in die Hände fiel, nahm ich mir zunächst mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses sowie des Personen- und Sachregisters jene Seiten vor, in denen der Alt-Katholizismus zur Sprache kommt. Über das, was ich da las – und über die Auslassungen –, ärgerte ich mich so sehr, dass ich das Buch zur Seite legte und vorerst nicht mehr anrührte. Als ich die Anfrage annahm, es zu rezensieren, kündigte ich dem Chefredakteur an: Es wird ein Verriss.

Ein lesenswertes Buch

Diese Ankündigung werde ich, um es vorweg zu sagen, nicht erfüllen. Denn nachdem ich meine selektive Erstwahrnehmung zurückgestellt und mich auf das Buch eingelassen hatte, las ich es doch mit großem Interesse und Gewinn. Peter Neuner legt dar, wie sehr der „lange Schatten des I. Vatikanums" die Römisch-Katholische Kirche bis heute prägt. Dabei ist sein Zugang weniger ein historischer als ein systematischer: Er interessiert sich vor allem für theologische Texte und Ideen. Seine These ist, „dass in den Konflikten, die in der Kirche derzeit ausgetragen werden, wiederum Probleme dominieren und ausgetragen werden, die bereits in den Auseinandersetzungen um das I. Vatikanum und in den verschiedenen Modernismuskontroversen vorgetragen wurden" (S. 11).



Diese Kontinuitätsthese plausibilisiert Neuner in einem Durchgang, der bei den „Herausforderungen des 19. Jahrhunderts" beginnt und das „Erste Vatikanische Konzil und die Etappen seiner Durchsetzung" beschreibt. Danach wendet er sich dem Zweiten Vatikanum zu, das „im Schatten des Vatikanum I" gestanden habe und auf das eine „konservative Wende" gefolgt sei, die sich bereits unter Paul VI. angedeutet habe. Vor allem aber unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI. sei es zu einer regelrechten „Rückbesinnung auf das I. Vatikanum" gekommen.

Abschließend wendet sich Neuner „[g]egenwärtige[n] Problemstellungen und Kontroversen" zu, in deren Mittelpunkt die Frage steht, ob das Zweite Vatikanum vom Ersten Vatikanum her verstanden werden müsse – eine Lesart, die sich darauf stützen kann, dass Spitzenaussagen von 1870 vom Pastoralkonzil zitiert und ausdrücklich bestätigt wurden –, oder ob vom Zweiten Vatikanum her eine korrigierende Relektüre und Neurezeption des Ersten möglich sei. Für Letzteres macht sich Neuner stark, und er sieht Papst Franziskus dabei auf seiner Seite. Neuner geht es vor allem darum, „mit dem Verständnis des Volkes Gottes ernst zu machen. Die Kirche ist Volk Gottes [...], und ihre Glieder sind Laien, welche Aufgaben und Ämter sie auch wahrnehmen und welche Charismen ihnen auch gegeben sind. Als Glieder dieser Kirche sind sie einander gleich und haben teil an ihrem königlichen, prophetischen und priesterlichen Amt. Jedes Amt in der Kirche ist Dienst an diesem Volk und definiert sich durch diesen Dienst. Das Amt bestimmt sich von der Kirche, nicht die Kirche vom Amt her" (S. 229).

Differenzierungen

Peter Neuner schreibt engagiert und in einer zugänglichen Sprache; komplexe Zusammenhänge werden verständlich und zugleich mit Tiefgang entfaltet, und man folgt ihm gespannt durch das Hin und Her der theologischen Debatten. Sein eigener Standpunkt ist durchgehend deutlich, und er nennt viele aus seiner Sicht problematische Aspekte des Ersten Vatikanums sowie seiner Folgen. Zugleich ist er aber auch um Differenzierungen bemüht: So führt er etwa aus, dass manche Beschlüsse von 1870 durchaus besser seien als ihr Ruf, und bezieht sich dabei auf die weniger bekannte Konstitution *Dei Filius* (Sohn Gottes), in der es nicht um den Papst, sondern um das Verhältnis zwischen Vernunft und Glaube geht. Dort werde ein blinder Traditionalismus ebenso zurückgewiesen wie ein selbstherrlicher Rationalismus und eine freie Wissenschaft grundsätzlich bejaht (50f).

Neuner begründet auch, warum mit dem Zweiten Vatikanum das Erste keineswegs erledigt ist. Das Konzil von 1869/70 erließ eine Geschäftsordnung, die einen Beschluss mit Zwei-Drittel-Mehrheit möglich machte; dadurch wurde es der infallibilistischen Mehrheit unter den Bischöfen möglich, die kritische Minderheit zu überstimmen. Hätte man sich auch beim Zweiten Vatikanum an dieser Geschäftsordnung orientiert, hätte sich diesmal die reformerische Mehrheit gegen die konservative Minderheit durchgesetzt. Doch Papst Paul VI. wollte – was konziliarem Geist tatsächlich mehr entspricht – möglichst einmütige Beschlüsse und sorgte immer wieder persönlich dafür, dass auch Formulierungen der Konservativen aufgenommen wurden. Das führte freilich dazu, dass in vielen Texten des Zweiten Vatikanums unvereinbare Positionen einfach nebeneinanderstehen (S. 113f.). Der zugrundeliegende Konflikt – das kann man aus Neuners Buch lernen – ist bis heute unbewältigt.

Prof. Dr. Andreas Krebs ist Professor für Alt-Katholische und Ökumenische Theologie am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn

Selbstwidersprüche

Doch auch Neuner verwickelt sich zuweilen in Widersprüche. Einerseits wirft er dem Ersten Vatikanum vor, einer römisch-katholischen Selbstbezüglichkeit Vorschub geleistet zu haben (S. 78f.). Andererseits bezeichnet er die Römisch-Katholische Kirche in seinem Buch durchgehend als „die Kirche". Damit will er zwar keine Abwertung anderer christlicher Gemeinschaften implizieren (S. 12); doch macht er auf diese Weise überdeutlich, dass er sich an Menschen wendet, denen die Römisch-Katholische Kirche ebenfalls schlicht als „die Kirche" gilt. Als Anderskonfessioneller fühlt man sich merkwürdig ausgeschlossen. Zudem kommen ökumenische Aspekte in seinem Buch nur ganz am Rande vor (auf weniger als zehn Seiten, S. 213–222), und gar nicht zu interessieren scheint, was „weltliche" Menschen über das Papsttum denken mögen. In der kirchlichen Selbstbezüglichkeit, die Neuner kritisiert, scheint er seinerseits ein ganzes Stück befangen.

Selbstwidersprüchlich ist auch manche Aussage, die Neuner zum Alt-Katholizismus trifft – womit ich nun auf meine ernüchternde Erstbegegnung mit dem Buch zurückkomme. So heißt es darin zum Beispiel: „Die Tatsache, dass sich der Protest gegen die Unfehlbarkeitserklärung in der altkatholischen Bewegung sammelte, die sich bald als Altkatholische Kirche konstituierte, stellte die Bischöfe [die zunächst gegen die Papstdogmen waren] vor die Alternative, sich zu unterwerfen oder die Kirchenspaltung in Kauf zu nehmen" (S. 38).

Neuner – der Ende der 1970er Jahre mit einer Monographie über Döllinger hervorgetreten ist – muss es eigentlich besser wissen: Erst nachdem der letzte deutsche Bischof (im April 1871) die Papstdogmen akzeptiert hatte, kam es zur organisatorischen Sammlung des Alt-Katholizismus (beim Münchener Kongress im September 1871), und erst ein Jahr später (beim Kölner Kongress 1872) fiel die Entscheidung für die kirchliche Selbständigkeit! Und tatsächlich schildert Neuner an anderer Stelle die Ereignisse dann doch in korrekter Chronologie (S. 84–88) – allerdings ohne, und das ist wiederum verblüffend, neuere Forschungsliteratur und insbesondere solche von alt-katholischen Wissenschaftler*innen auch nur im Ansatz zur Kenntnis zu nehmen. Zudem „endet" Neuners Version alt-katholischer Geschichte mit Döllingers Tod. Wenn man es nicht besser wüsste, könnte man bei Lektüre seines Buches meinen, die Alt-Katholische Kirche existiere überhaupt nicht mehr. Sogar im kurzen Ökumene-Kapitel bleibt der römisch-katholisch–alt-katholische Dialog unerwähnt.

Ein weiterer Selbstwiderspruch betrifft in gewisser Weise das Buch als Ganzes. Zum Alt-Katholizismus heißt es resümierend: „Döllinger und die altkatholische Bewegung haben die Texte des Konzils von einer Extremposition her verstanden und sie als inakzeptabel und glaubenszerstörend zurückgewiesen" (S. 88). Dahinter steckt ein fast schon klassisch zu nennendes Argument, mit dem in noch immer zu vielen römisch-katholischen Darstellungen der alt-katholische Widerstand „erledigt" wird: Man habe sich letztlich an einem maximalistischen Verständnis der Papstdogmen abgearbeitet, zu dessen Verwirklichung es nie gekommen sei.

In der Tat, wer mit heutigen Augen die alt-katholischen Polemiken von damals liest, muss sich befremdet fühlen; über weite Strecken sind sie – wie die Polemiken der Gegenseite – höchst einseitig und überspitzt. Aber völlig unberechtigt kann der alt-katholische Protest dann doch auch nicht gewesen sein: Schließlich legt Neuner auf über 200 Seiten dar, welch durchschlagende Wirkung das Erste Vatikanum bis heute hat. Bezüglich des römisch-katholischen Kirchenrechts – auch des neugefassten von 1983 – konstatiert Neuner sogar, dass es eine „maximalistische" Interpretation der Papstdogmen in verpflichtende Normen gegossen hat (S. 102f.). Beruht der Alt-Katholizismus also wirklich nur auf einem großen Missverständnis?

Für ökumenischen Respekt

Wenn ich diesen Selbstwiderspruch bei Neuner benenne, will ich freilich keinesfalls im Sinne alt-katholischer Besserwisserei verstanden werden – als hätten wir Alt-Katholiken es immer schon gewusst und überdies, was römisch-katholische „Reformer" sich wünschen, schon seit langem umgesetzt. Mein Blick auf die alt-katholische Geschichte und Gegenwart ist zu (selbst-)kritisch, um so sprechen zu können.

Ich habe Respekt vor denen, die sich in der Römisch-Katholischen Kirche für Veränderung im synodalen Geist einsetzen. Genau den gleichen Respekt bringe ich übrigens den römisch-katholischen „Konservativen" entgegen; denn warum sollte nicht auch eine strikt hierarchisch verfasste Kirche, wie sie von ihnen gewünscht wird, im Konzert der Ökumene einen Platz haben? Als Alt-Katholik habe ich zu dieser inner-römisch-katholischen Auseinandersetzung nichts beizutragen; ich bin ein Außenstehender. Als solcher darf ich aber doch erwarten, dass meine Tradition in einem Werk über das Erste Vatikanum einigermaßen fair, vollständig und auf aktuellem Forschungsstand gewürdigt wird – eine Erwartung, die Neuner leider nicht erfüllt. ■

Bernward Schmidt, *Kleine Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils,* Herder-Verlag, 376 Seiten. ISBN 978-3-451-38430-1, 38 €.

REZENSION VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Warum soll man sich mit dem ersten Vatikanischen Konzil beschäftigen? Mit dieser Frage eröffnet der Autor, Dr. theol. und Professor für Mittlere und Neue Kirchengeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, sein Buch, das anlässlich des 150. Jahrestages des 1. Vatikanums erschienen ist. Er hinterfragt die Floskel vom vermeintlich ausschließlich „historischen Wert" und meint, dass diese Beschäftigung die Debatten der Gegenwart leichter durchschauen und verstehen lässt, welche historischen Alternativen es gab und warum sie sich nicht durchgesetzt haben.

Schmidt will seine Einsicht teilen, dass kämpferische Konfrontation in der Kirche stets weniger zielführend sei

als der konstruktive Dialog. Von daher hebt sich der Tenor seines Werkes auch ab vom Buch von Klaus Schatz, Vaticanum I., das er oft als Quelle nennt. Schlagworte des Konzils sind die beiden Konstitutionen *Dei filius* und *Pastor aeternus*, wichtig auch der *Syllabus errorum* von 1864.

Schmidts Buch ist klar strukturiert. Der Autor schreibt in großen Zügen zusammenfassend, doch minutiös und verständlich, wenngleich ein gewisses Hintergrundwissen bezüglich kirchlicher Begriffe vonnöten ist. Immerhin findet sich im Anhang ein kleines Glossar, ebenso wie ein Sach- und Personenregister und weiterführende Literaturhinweise. Auch eine Chronologie zum Konzil ist angefügt.

Die großen Kapitel sind:

- Transformation des Katholischen – der Weg ins 19. Jahrhundert
- Römer und Antirömer: Theologische „Schulen" am Vorabend des Konzils
- Das Lehramt des souveränen Monarchen
- Der Papst des Konzils: Pius IX.
- Vorspiele zum Konzil
- Das Konzil vor-denken: Die Arbeit der Spezialkommissionen
- Ereignis Konzil: Der Verlauf des Ersten Vatikanums
- Die Beschlüsse des Konzils
- Mediale Verarbeitung: Das Konzil in der Öffentlichkeit (hier werden Presse, Illustrierte, Karikatur und Gemälde in Unterkapiteln beleuchtet)
- Die Folgen des Konzils
- Aspekte einer Bewertung des Ersten Vatikanischen Konzils

Der Aufbau des Buches ist chronologisch: Es beginnt mit den Voraussetzungen für die Entscheidungen, die letztendlich auf dem Konzil getroffen wurden. Das I. Vatikanum kann als „katholische Antwort auf die Französische Revolution" und Säkularisation begriffen werden. Ausgehend von Frankreich, musste die Kirche sich in vielen Ländern der Staatsmacht unterordnen. Sie verlor ihren Status als Staatsreligion, Pfründe und Einfluss, was verbunden mit Verunsicherung und Angst vor der Moderne zu einer Betonung von Autorität und Gehorsam führte, ebenso wie zur Vereinheitlichung von Theologie und Kirchenstruktur, die Schmidt als zentrale Anliegen des Konzils herausarbeitet. Er meint sogar, dass damals keine ernsthafte, kompromissorientierte Diskussion möglich war, weil Papst Pius IX. andere Überzeugungen als persönliche Beleidigung aufgefasst habe und klar pro Unfehlbarkeit positioniert war. Ob es daher ein „freies" Konzil war, versucht er ebenfalls darzulegen.

Was dem sogenannten Ultramontanismus in die Hände spielte, also der Ausrichtung am Papsttum und Erwartung von Weisung von dort, waren vor allem Laien und jüngere Kleriker: „Gegen die Bedrohung des Glaubens und der überkommenen Kirchlichkeit setzte man den Papst als Garanten ewiger Wahrheit."

Schmidt geht ein auf den (vielen Alt-Katholiken bekannten) Münchner Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger, der „im Lauf des 19. Jahrhunderts eine Wandlung vom überzeugten Ultramontanen zum Gegner der Dogmen des Ersten Vatikanischen Konzils durchlebte". Döllingers Werk habe einen Zentralbegriff: Apostolizität. Er zitiert diesen: „Die Kirche ist dann apostolisch, wenn sie die Botschaft der Apostel unverfälscht und in organischer Entwicklung weiterträgt und verkündet." Döllinger habe das Konzil mit einer größeren publizistischen Kampagne begleitet und – ebenso wie manche kirchliche Blätter – Stimmung gemacht.

Der Autor schafft es, verschiedene Theorien von Wegbereitern und Beteiligten des Konzils aus anderen Quellen bündig zusammenzufassen. So führt er aus, wie (z. B. bei Joseph de Maistre) eine päpstliche Unfehlbarkeit logisches Pendant zur staatlichen Souveränität werden musste. Darüber hinaus tat die römische Zensur von Schriften ein Übriges, um die „erlaubten" Denkwege der Neuscholastik vorzubahnen.

Döllinger wollte das theologische Denken erneut öffnen, um Theologie auf der Höhe der Zeit zu betreiben. Er habe eine Freiheit der Theologie vertreten und damit eine Freiheit zum Irrtum. Dennoch befürwortete er die Unterordnung unter kirchliche Autorität. Döllinger hatte aber Gegner, die beim Papst intrigierten. Es wird deutlich, wie das Taktieren von „Majorität" (Unfehlbarkeits-Befürwortern) und „Minorität" (-Gegnern) das ganze Konzil durchzog.

Schließlich verließ die Minorität vor endgültiger Abstimmung zu *Pastor aeternus* das Konzil, so dass die Konstitution angenommen wurde. (Was schließlich verabschiedet wurde, wird in recht kleiner Schrift original zitiert.)

Schmidt legt dar, dass es aber drei Interpretationswege der Unfehlbarkeit gegeben habe, die nach seiner Auffassung als eine Unfehlbarkeit des Lehramtes, nicht des Papstes als Person zu verstehen ist. In seiner historischen Einordnung von Folgen der Verabschiedung der Dogmen kommt er wieder ausführlich auf Döllinger zu sprechen und wirft diesem vor, polemisiert und sich in seiner Ablehnung an die strengstmögliche Interpretation gehalten zu haben, anstatt sich der gemäßigteren anzuschließen. Schmidt beschreibt infolgedessen auch die Entstehung der Christkatholischen und der Alt-Katholischen Kirche als Folge der Exkommunikation der nicht zur Unterwerfung bereiten Katholiken.

Der Autor untersucht die Haltungen von Befürwortern und Gegnern (z. B. Hans Küng) als römisch-katholischer Gelehrter bemüht neutral. Seine Tendenz führt

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

zu der Überlegung, ob nicht die historische Kirchenspaltung hätte vermieden werden können, wenn beide Seiten etwas flexibler in ihrer Interpretation des Dogmas gewesen wären. Auch stellt er heraus, dass das Zweite Vatikanum keineswegs die Aussagen des Ersten negiere, sie aber in einen größeren Kontext stelle: nicht Kirche unter dem Primat des Papstes, sondern Kirche als Gemeinschaft. In diesem Sinne könne die Linie beider Konzilien weitergeführt werden. Sein Buch endet mit der Feststellung, dass Theologie und Lehramt immer den veränderten historischen Situationen Rechnung tragen müsse: „Dies aber geschieht am besten in dem offenen und wertschätzenden Diskurs, den die Väter des Ersten Vatikanischen Konzils nie geführt haben."

Abgerundet wird das Werk durch Schwarz-Weiß-Bilder von Personen, Konzilsversammlungen und Karikaturen. ■

Leserbriefe

Ein Leserinnenbrief zum Brief von Hans Neubig in *Christen heute* 6/2020

LIEBER HANS NEUBIG, SIE HABEN „Grund zu der Annahme, dass auch vielen Frauen (den meisten?) die Übertreibung im Geschlechterbezug auf den Geist geht." Ich bin Jahrgang 1968 und gehöre zu den Frauen, die das nicht von sich behaupten können. Ich stelle Ihnen eine einfache Frage: Wenn in der deutschen Sprache von jeher üblich wäre, immer nur die weibliche Form zu verwenden, also klar ausgedrückt: nur Frauen anzusprechen, egal, wo Sie sich umhören – würden Sie sich als Mann wirklich immer mitgemeint fühlen, wie Sie es von Frauen erwarten? Dass viele Frauen sich mitgemeint fühlen (mussten, um überhaupt Anteil zu haben), liegt daran, dass sie gewohnt waren, unsichtbar gemacht zu werden, was sich erst mit der Emanzipationsbewegung änderte. Ich fand es sprachlich auch anfangs affig, der Umständlichkeit wegen, aber ich bleibe bei meiner Frage an Sie hängen…

Dass der von Ihnen erwähnte Teufel männlich konnotiert ist, hat frühere Generationen, wesentlich Männer, nicht davon abgehalten, überwiegend Frauen auf den Scheiterhaufen zu bringen, zumal ihnen eine sexuelle Beziehung zum Teufel unterstellt wurde. Ist es da Taktik gewesen, den Teufel zu vermännlichen, um dies konstruieren zu können?

Frauen mitzuschreiben, nicht nur mitzumeinen, halte ich für dringend notwendig, denn der Kampf gegen die Benachteiligung von Frauen (die Sie ja nicht als Luxusproblem verstanden wissen wollen) hat komischerweise erst seit der Erwähnung von Frauen in der Sprache so richtig an Fahrt aufgenommen. Sprache formt Bewusstsein. Um Ihnen entgegen zu kommen, plädiere ich Buchstaben sparend für das binnen-*. Da werden noch ganz andere mitgemeint…

Francine Schwertfeger
Minden/Weser

Antworten auf den Leserbrief „Schweigen der Lämmer und Hirten" und (die zweite) auf die Kurzmeldung „Kirchliche Kreise vermuten Verschwörung" in *Christen heute* 6/2020

INFOLGE DES POLIO-SPÄT-SYDROMS bin ich nun körperlich so schwer behindert, dass ich nicht mehr als Pastorin arbeiten kann, zur sogenannten „Risikogruppe" gehöre. Der Leserbrief hat mich „vom Hocker gerissen" – wegen der gebotenen Kürze eines Leserbriefes kann ich nur die verschiedenen Punkte anreißen.

1. Hat Frau Mitzinger bewusst „Schweigen der Lämmer…" gewählt? – Titel eines geradezu dämonischen Films, ein Streifen, der bei etlichen Zuschauer/innen grauenhafte Ängste und Alpträume hervorruft?
2. In den heutigen Kirchen, besonders in unserer, finden sich kaum noch „Lämmer" (Schafe, Böcke), die folgsam den „Hirten" folgen. Ich kenne nur kritisch denkende, mündige Mitglieder, Christen, die sich bemühen, nur dem Ruf des einen Hirten Jesus Christus zu folgen und in Verantwortung für Seine Kirche die Frohe Botschaft in die Welt zu tragen.
3. „Das Gemeindeleben ist praktisch vollständig zum Erliegen gekommen." Mitnichten! Ich erlebe – gerade in dieser Coronakrise – eine höchst lebendige Gemeinde, verbunden im Beten, in persönlichen Kontakten, ja ein stärkeres Einbinden der Menschen, die aufgrund ihrer Gebrechen und der vielerorts anzutreffenden Diasporasituation auch sonst nicht mehr an Gottesdiensten und Treffen teilnehmen können.
4. „Absolutes Religionsausübungsverbot" – Ist Religionsausübung nur gebunden an die persönliche Gegenwart bei gemeinsamen Gottesdiensten, Treffen etc.? Nur ein Hinweis: Menschen, die um ihres Glaubens, ihrer Religion willen jahrelang in Gefängnissen gesessen haben, noch sitzen! – „üben sie keine Religion mehr aus? Sie sind doch gerade unsere Vorbilder im festen Glauben? Scharf nachgedacht: Man kann persönliche Religionsausübung nicht verbieten! Im Übrigen erfahre ich in meiner selbst gewählten Quarantäne über Telefon, Internet… geradezu die erfolgreiche (!) Suche nach einem neuen, zeitgemäßen Zugang zur Religion.
5. „Amor" und „Caritas" benötigen vom Wesen her nicht unbedingt „körperliche Nähe". Körperliche Nähe ist ein menschliches Urbedürfnis, das wir mit vielen Tieren gemeinsam haben, wohltuend sie zu erfahren. Dennoch kann ich „caritativ" ohne persönliche Nähe wirken. Beispiele: Muss ich bedürftige Menschen in den Elendsgebieten dieser Erde persönlich kennen, ihnen nahe sein, um ihnen zu helfen? Ist Liebe zwischen Menschen, die über Jahre sich nicht mehr sehen, sich nur schreiben, miteinander telefonieren können, unmöglich?
6. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass Frau Mitzinger, als sie den Brief schrieb, die Gefährlichkeit der Coronaviren ggf. noch gar nicht erkannt hat. Dies taten viele Menschen nicht,

dürften inzwischen aber (hoffentlich) ihre Meinung, Haltung geändert haben.

Abschließend danke ich allen, die im Geiste und Sinne Jesu Christi uns allen Zuspruch in vielfältiger Form gegeben haben, nicht im „Ritus" verhaftet, sondern kreativ, Grenzen überwindend uns sehr nah „Anker" gewesen sind, uns „Hoffnung" gegeben haben.

Regina Pickel-Bossau
Gemeinde Koblenz

WEIL ICH SECHS JAHRZEHNTE lang Mitglied der Römisch-Katholischen Kirche war, erlaube ich mir eine Äußerung zu dem obskuren Aufruf, den Kardinal Müller zusammen mit anderen unterschrieben hat. Auch Kirchenoberen steht der Respekt nicht nur wegen ihres Amtes zu, sage ich zu meiner Rechtfertigung, sie müssen sich der Achtung auch würdig erweisen. Diese Pandemie könnte man als eine Chance zum Nachdenken nutzen. Doch manchen ist sie der Anlass zur Verbreitung wirrer Thesen, zum Fabulieren über Schaffung einer Weltregierung, die sich jeder Kontrolle entzieht, über Einmischung von fremden Mächten, über unklare Absichten supranationaler Einheiten, und man redet in populistischer Manier von Impfstoffen, zu deren Herstellung Material von abgetriebenen Föten verwendet werde. Über die Durchführung von Gottesdiensten dürften allein die „Hirten der Kirche" unabhängig entscheiden, nicht staatliche Behörden, heißt es im Aufruf. Damit geben sich diese „Hirten" klar als Fundamentalisten zu erkennen.

Gottes Rechte und die seiner Gläubigen seien das oberste Gesetz der Kirche, liest man. Nun, was die Rechte der schwächsten Mitglieder seiner Kirche anbetrifft, tut sich der Herr Kardinal sehr schwer damit, ihre Rechte anzuerkennen. Die Forderung nach Aufklärung der Missbrauchsfälle von Kindern ist für ihn eine Kampagne gegen die Kirche. Da soll sich die Kirche der staatlichen Kontrolle entziehen. Dabei wäre es vordringlich, in der verordneten Ruhe der Pandemie nachzudenken über offensichtliche Ungerechtigkeiten in unserer Gesellschaft (Stichwort Schere zwischen Reich und Arm), über fehlende Chancengleichheit, über Rassenwahn, über Maßlosigkeit und Verschwendung (womit man sich an kommenden Generationen versündigt), über Verdummung und Gewalt in manchen Medien…

Statt sich ihrer Verantwortung und der Realitäten bewusst zu sein, gießen diese Kreise Öl ins Feuer. Erfolgreich, wie der Leserbrief von Frau Katrin Mitzinger zeigt. Ihr eigenartiges Verständnis von einem „urchristlichen Miteinander" lässt auf eine spezielle Auswahl ihrer Informationsquellen schließen. Mit „wachem Verstand" relativiert sie die Gefahr von COVID-19 mit dem Verweis auf Ebola und gar auf Tschernobyl. Für ihre Meinung bezieht sie sich forsch auf Jesus. Würde der wirklich das Recht zugestehen, für die „freie Ausübung der Religion" die Infektion mit dieser Krankheit in Kauf zu nehmen, die Frau Mitzinger mit „einfach viel zu geringer Sterblichkeitsrate" verharmlost?

Hans Neubig
Gemeinde Weidenberg

Ein Brief zum Artikel „Die Krönung zu Corona" in *Christen heute* 6/2020

ICH HABE EINE WEILE ÜBERLEGEN müssen, was ich zu dem sehr emotionalen Artikel von John Grantham schreibe, den ich auch noch persönlich aus seiner Zeit in Hannover kenne. Zunächst erst mal möchte ich mein Mitgefühl zum Ausdruck bringen, für all das Leid, dass er selbst durch diese Zeit erfahren hat. Ich möchte auch keine Entgegnung schreiben, zumal er zum Ende seines Artikels zum Ausdruck bringt, dass er daran kein Interesse hat.

Aber ich möchte mich gerne „outen" als ebenso ein „Verschwörungstheoretiker". Und ich möchte das tun, obwohl ich in einigen der Punkte, die John Grantham ansprach, durchaus seiner Meinung bin. Da sind wir meines Erachtens auch schon bei dem Problem, das diese Schwarz-Weiß-Malerei derzeit heraufbeschwört. Die Argumente der anderen Seite werden gar nicht mehr gehört. Leute wie Prof. John Ioanninis von der Stanford-Universität, Prof. em Sucharit Bhakdi, Dr. Wolfgang Wodarg, Prof. Homburg von der Leibniz-Universität Hannover und viele andere mehr – allesamt in der Vergangenheit hoch anerkannte Spezialisten auf ihrem Gebiet und zum Teil Regierungsberater – haben eben in einigen Punkten abweichende Meinungen, die sie auch mit nachvollziehbaren Argumenten begründen.

Aber seitens der Medien und der Politik findet keine inhaltliche Auseinandersetzung mit diesen Argumenten statt. Stattdessen werden sie verzerrt, z. T. ins Lächerliche gezogen und diese renommierten Wissenschaftler als Verschwörungstheoretiker abgetan. Ich werde hier keine Abhandlung darüber schreiben. Wer sich dafür interessiert, kann sich selbst informieren. Aber ich bekenne, dass mich deren Argumentation mehr überzeugt. Zumal sie sachlich vorgetragen und mit offiziellen Zahlen (Quellen z. B. Robert-Koch-Institut oder Johns-Hopkins-Universität – wohl kaum im Verdacht, Fake-News zu verbreiten) belegt wird.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: COVID-19 ist eine ernstzunehmende und gefährliche Erkrankung, vor der man sich schützen sollte. Aber solche Schwarz-Weiß-Malerei, die den anderen nicht ernst nimmt, führt nur zu einer Spaltung der Gesellschaft und treibt dann auch seltsame Blüten. Zumal einige der Argumente der Gegenseite so zwingend sind, dass es fast zwangsläufig zur Unterstellung von Vorsatz kommt, wenn Medien und Regierung sich weigern, sich inhaltlich damit auseinanderzusetzen. Und mit Verlaub, die Verbreitung von Panik ist im Verlauf einer Epidemie selten eine gute Idee. Ich würde mich freuen, wenn ich mich irre und John Grantham Recht behält. Aber nach Abwägung der Fakten kann ich seine Ansicht derzeit nicht teilen.

Alexander Wedekind
Gemeinde Hannover

Terminvorschau

Bei den Terminen bitte beachten:
Auf Grund der Ausbreitung des Corona-Virus COVID-19 wurden mittlerweile zahlreiche Termine abgesagt. Wie sich die Lage ab Mitte September weiterentwickelt, war zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht absehbar. Machen Sie sich daher bitte vorab bei den Veranstaltenden kundig, ob die angekündigte Veranstaltung stattfinden kann. *Die Redaktion*

18.-20. September	**Begegnungswochenende Dekanat NRW** Attendorn
23-25. Oktober	**Ökumenisches Bibelwochenende** Bernried
13-15. November	**Dekanatstage des Dekanats Ost**
4.-7. Dezember ◂	**Tage der Einkehr** mit Erzbischof em. Dr. Joris Vercammen, Benediktinerabtei St. Willibrord, Doetinchem
22.-27. April ◂	**Gesamtpastoralkonferenz 2021** bis zum 24. April gemeinsam mit den Geistlichen im Ehrenamt, Neustadt an der Weinstraße
29. April – 2. Mai ◂	**baj-Jugendfreizeit mit Bischof Matthias Ring** – Ring Frei, Runde 10, Neckarzimmern
12.-16. Mai ◂	**3. Ökumenischer Kirchentag** Frankfurt am Main

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Walter Jungbauer (kommissarisch verantw.)
Moordamm 45, 25474 Ellerbek
Telefon 0 41 01 / 48 01 04
E-Mail redaktion@christen-heute.de
termine@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 23,– € inkl. Versandkosten
Ausland 29,50 €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham
E-Mail john@xanity.de

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com** und **Wikimedia Commons** werden unter der *Creative Commons License* (CCL) für nichtkommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben
5. August, 5. September, 5. Oktober

Nächste Schwerpunkt-Themen
September
Lügen, Schwindel, Fake-News
Oktober
Klerikalismus
November
Kirche & Kommunismus

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leserinnen und Lesern geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!

fortgesetzt von Seite 2

Ökumenischer Rat der Kirchen verschiebt Vollversammlung auf 2022

DER WELTKIRCHENRAT HAT SEINE für den September 2021 geplante 11. Vollversammlung in Karlsruhe, zu der rund 4.000 ökumenische Gäste aus aller Welt erwartet wurden, um ein Jahr auf 2022 verschoben. Grund seien die „unkalkulierbaren globalen Risiken im Zusammenhang mit der Covid-19-Pandemie". Eine internationale Versammlung im Jahr 2022 solle die uneingeschränkte Teilnahme der ökumenischen Gemeinschaft sicherstellen. Der Standort Karlsruhe bleibt unverändert. Die Vollversammlung ist das höchste Beschlussgremium des Dachverbandes und tritt etwa alle acht Jahre zusammen, zuletzt 2006 im brasilianischen Porto Alegre und 2013 im südkoreanischen Busan. Im Ökumenischen Rat der Kirchen sind 350 Kirchen mit mehr als 500 Millionen Gläubigen zusammengeschlossen. Ihm gehören protestantische, anglikanische, orthodoxe und alt-katholische Kirchen sowie Freikirchen an. Die Römisch-Katholische Kirche ist nicht Mitglied, arbeitet jedoch in wichtigen Gremien mit.

Corona-Pandemie führt zu mehr Scheidungen

IN DER CORONA-KRISE IST LAUT einer Umfrage ein deutlicher Anstieg der Scheidungen in Deutschland zu erwarten. Die Zahl der Trennungen werde sich infolge der Corona-Einschränkungen voraussichtlich um ein Fünffaches erhöhen, erklärte die Berliner Familienrechtlerin **Alicia von Rosenberg** unter Bezug auf eine von ihr in Auftrag gegebene Erhebung des Meinungsforschungsinstituts *Civey*. „Nicht nur die Ergebnisse dieser Scheidungsumfrage, sondern auch die bereits stark erhöhte Nachfrage in den Rechtsanwaltskanzleien lassen diesen Schluss zu", sagte sie. 2,2 Prozent der Befragten gaben demnach an, von Ende März bis Ende Mai die Entscheidung getroffen zu haben, sich scheiden zu lassen. In einem vergleichbaren Zeitraum seien es laut Statistischem Bundesamt sonst nur 0,42 Prozent aller Verheirateten.

Unabhängige Aufarbeitungskommission für Missbrauch

DER THEOLOGE UND JESUIT **KLAUS Mertes** hält die Aufklärung der Missbrauchsfälle innerhalb der Römisch-Katholische Kirche für gescheitert. „Trotz vieler Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, eine unabhängige Aufarbeitung von Missbrauch und dessen Vertuschung so auf den Weg zu bringen, dass sie in der Öffentlichkeit auch als unabhängig anerkannt wird", schreibt er. Mertes fordert eine staatliche und unabhängige Kommission zur umfassenden Aufarbeitung von Missbrauch in den Kirchen, aber auch in Sportverbänden und Schulen. Die bisherigen Anstrengungen reichten nicht aus. Eine wirklich unabhängige Kommission müsse eine nicht-kirchliche Kommission sein. „Ihr würden in der Öffentlichkeit anerkannte Persönlichkeiten und führende Experten angehören. Sie müsste mandatiert werden, das Missbrauchsgeschehen in der katholischen Kirche zu untersuchen, interne Aufarbeitungsprozesse zu begleiten und auch ein Verfahren für Täter-Opfer-Ausgleiche bereitzustellen", betont der Theologe.

Bannbulle gegen Luther außer Kraft setzen

IN EINER ERKLÄRUNG „VERSÖHnung nach 500 Jahren" des Altenberger Ökumenischen Gesprächskreises wird an Papst Franziskus appelliert, die Bannbulle von Papst Leo X. gegen Martin Luther von 1521 außer Kraft zu setzen. Der Kreis ersucht Papst Franziskus, zu erklären, dass die Verurteilungen der Bannbulle von 1521 die heutigen Angehörigen evangelisch-lutherischer Kirchen nicht treffen. Zugleich solle der Lutherische Weltbund Luthers Verdikt gegen den Papst als „Antichrist" zurücknehmen. Der 500. Jahrestag der Exkommunikation Martin Luthers am 3. Januar 2021 sei ein angemessener Zeitpunkt, diesen Anstoß endgültig aus dem Weg zu räumen. Dem Gesprächskreis gehören rund 30 Theologinnen und Theologen an, darunter die Tübinger Professorin **Johanna Rahner**, die Direktorin des Ökumenischen Instituts an der Universität Münster, **Dorothea Sattler**, und einige emeritierte Theologieprofessoren. Er setzt sich mit aktuellen ökumenischen Themen auseinander und veröffentlicht Stellungnahmen.

Kritik aus Kirchen an US-Urteil für LGBTQ-Rechte

EIN URTEIL DES OBERSTEN US-GErichts gegen die Benachteiligung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender-Personen im Berufsleben ist in konservativen und politisch rechts gerichteten christlichen Kreisen auf Kritik gestoßen. Bislang durften in etwa der Hälfte der 50 Bundesstaaten Beschäftigte entlassen werden, allein weil sie schwul, lesbisch oder transgender sind. Er sei „zutiefst besorgt" über das Urteil, erklärte der Präsident des US-Verbandes der römisch-katholischen Bischöfe, Erzbischof **José Gomez**. Diese „Ungerechtigkeit" werde sich auf viele Lebensbereiche auswirken. Der Präsident des konservativen *„Family Research Councils"*, **Tony Perkins**, protestierte, die Richter hätten Bestimmungen des Bürgerrechtsgesetzes umdefiniert.

80. Geburtstag von Eugen Drewermann

AM 20. JUNI FEIERTE EUGEN Drewermann, Theologe, Priester, Autor und Psychotherapeut, seinen 80. Geburtstag. Eines seiner bekanntesten Werke ist das 1989 erschienene Buch „Kleriker – Psychogramm eines Ideals" in dem er eine krankmachende Wirkung der Kirche auf Priester beschreibt. „Es ging und geht mir nicht um Kirchenkritik", sagt Drewermann. „Es geht mir darum, Menschen frei zu machen von inneren Zwängen und die Botschaft Jesu so zu vermitteln, dass sie für die eigene Entwicklung, zur Begleitung im Leben und zum Verständnis untereinander dienlich wird." Dazu müssten die Kirchen auch Erkenntnisse der Psychotherapie aufnehmen. Anfang der 1990er Jahre hatte der damalige Paderborner Erzbischof **Johannes Joachim Degenhardt** ein Predigt- und Lehrverbot gegen Drewermann wegen dessen kirchenkritischer Ansichten verhängt. An seinem 65. Geburtstag trat Drewermann daraufhin aus der Römisch-Katholischen Kirche aus und sprach von einem „Geschenk der Freiheit an mich selber". Er sei aber weiterhin überzeugt, dass der Mann aus Nazareth mit seiner Friedensbotschaft recht habe: „Ich könnte ohne Jesus nicht leben." ■

Liturgie erneuern!

VON MICHAEL GLAAB

Michael Glaab ist Mitglied der Gemeinde Aschaffenburg

Die „Ansichtssache" verstehe ich als eine Plattform, in der auch kontroverse Themen zur Sprache gebracht werden. Ich bin mir darüber im Klaren, dass möglicherweise die Eine oder der Andere von Ihnen meine Ansicht als Provokation empfindet. Ich werde mich über Zustimmung freuen, mich aber auch bei heftigem Gegenwind nicht in die Schmollecke zurückziehen.

Was denken wir (uns) eigentlich dabei, wenn wir im Gottesdienst auf den Ruf „Der Herr sei mit euch!" antworten mit „Und mit deinem Geiste!"? Auf „Erhebet eure Herzen!" mit „Wir erheben sie zum Herrn!"? Ich fürchte: nichts! Wenn wir uns dabei etwas denken würden, dann doch wahrscheinlich: Was heißt das eigentlich: „Und mit deinem Geiste!"?

Wir könnten mitten in der Nacht mit einer dieser liturgischen Formulierungen geweckt werden und würden reflexartig mit der „richtigen" Antwort reagieren. Das ist eingebrannt; darüber muss niemand nachdenken.

Dieser sogenannte „Liturgische Gruß" begegnet uns ständig: Nachdem wir zum Beginn des Gottesdienstes schon so begrüßt worden sind, wird dies vor dem Evangelium, vor dem Eucharistiegebet und vor dem Segen wiederholt. Mir kommt das manchmal so vor, als sei das so was wie ein Weckruf für Eingeschlafene. Als geradezu absurd empfinde ich es, wenn der Zelebrant in einem der zahlreichen Corona-bedingten *YouTube*-Videos sich die Antwort selbst gibt.

Warum antworten wir auf „Betet, Brüder und Schwestern, dass unsere Gaben angenommen werden von Gott, dem allmächtigen Vater!" statt mit einem Gebet mit dem Halbsatz „...zu seiner Ehre und zum Heil der Welt"?

Warum eigentlich beschränkt sich unser liturgisches Gottesbild fast nur auf „Herr" und „Vater"? Warum benutzen wir so archaische Begriffe wie „Herrlichkeit", „Ehre", „Allmacht"? Warum müssen wir es „wagen", das Vaterunser zu beten?

Warum erwarten unsere liturgischen Bücher von uns Gemeindemitgliedern, dass wir das „Lamm Gottes" bitten, sich unserer Sünden zu erbarmen, obwohl theologisch der Opfercharakter des Todes Jesu heftig umstritten ist? Und: Sind wir wirklich solche Sünder, dass wir ständig um Erbarmen bitten müssen?

Warum sollen wir auf „Nun lasst uns empfangen den Leib und das Blut des Herrn und anrufen seinen Namen" antworten mit dem veränderten Zitat aus Mt 8,8: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach. Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund"? Zum einen: Was hat die Antwort mit der Aufforderung zu tun? Zum anderen: Warum sind wir immer noch nicht würdig, nachdem uns vor dem Vaterunser zugesagt worden war, dass wir den Geist empfangen haben, der uns zu Kindern Gottes macht?

Es sind die logischen Brüche, die mich irritieren; die altertümlichen Formulierungen, die Menschen wohl in meinem Geburtsjahr 1959 schon nicht mehr recht verstanden haben; das fehlende Eingehen auf moderne Gottesbilder, die Christen heute ansprechen könnten.

Manches von dem, was uns hier zugemutet wird, mag und werde ich nicht so sprechen. Manches bete ich grummelnd mit. Wenn ich auf den liturgischen Gruß mit „Und auch mit dir!" antworte, dann hat das was von Anarchie an sich (auch wenn es mir manche mittlerweile gleichtun). Mir ist es aber wichtig, dass hier etwas passiert.

Natürlich gibt es für die eine oder andere liturgische Formulierung auch heute schon Alternativen. Mir geht dies aber nicht weit genug. Ich fordere hier nicht, dass die sperrigen Texte alle aus unserer Liturgie verschwinden, möchte aber sehr wohl, dass weitere Formulierungen daneben gestellt werden.

Ich bin deshalb der Ansicht, dass eine Reform der liturgischen Texte notwendig ist, wenn Menschen heute davon noch angesprochen werden sollen. Teilweise höre ich Aussagen wie: „Nach Corona wird es nicht mehr so weitergehen können wie bisher." Ich hoffe sehr, dass diese Chance genutzt wird, auch unsere Liturgie zu verheutigen!

In Aschaffenburg hatte sich im Rahmen unseres Gemeindeentwicklungsprozesses unter anderem eine Arbeitsgruppe gebildet, die sich mit liturgischen Fragen auseinandersetzen will. Von den Teilnehmenden erwarte ich nicht, dass sie alle auf meiner Wellenlänge liegen. Ich hoffe aber, wenn „nach Corona" diese Arbeitsgruppe wieder in Schwung kommt, dass auch „meine Themen" darin aufgegriffen werden und freue mich auf lebhafte Diskussionen! ■